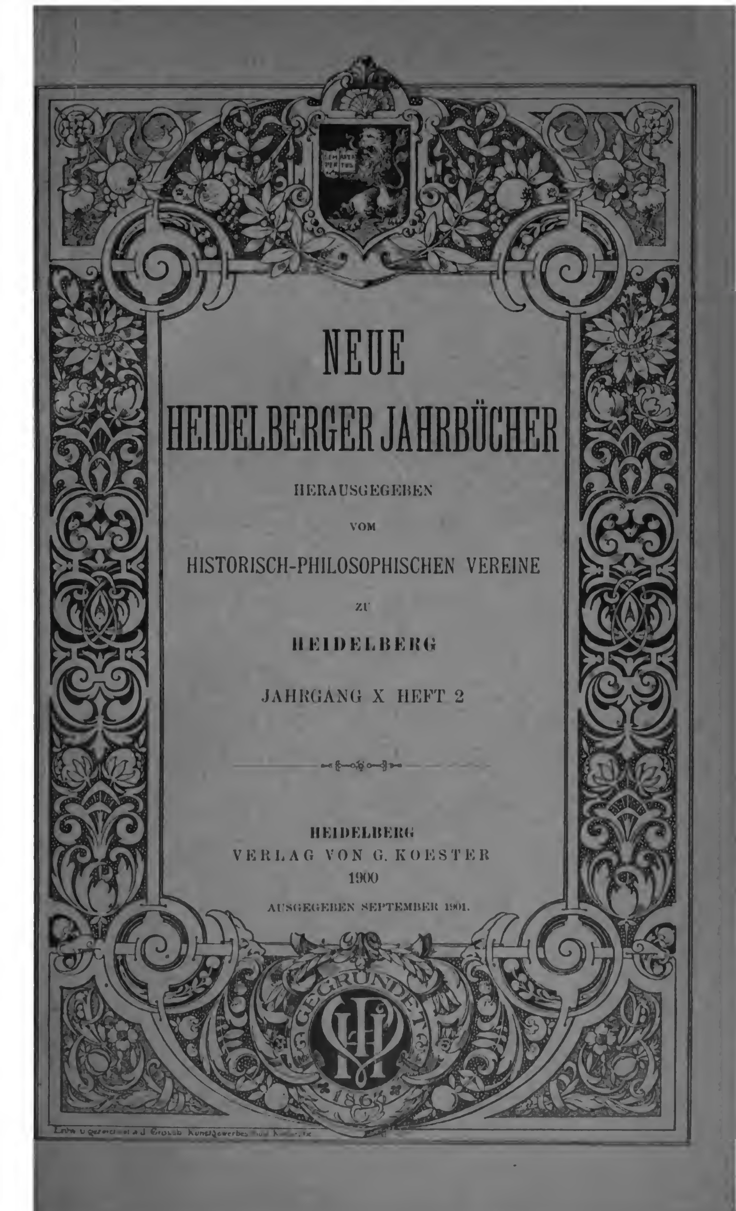
Neue Heidelberger Jahrbücher

Dietrich Schäfer, Karl Vossler, Karl Boehm, Karl ...





NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

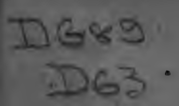
ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG X HEFT 2

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1900

AUSGEGEBEN SEPTEMBER 1901.



Inhalt der erschienenen Bände.

I.

II.

III.

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG X



HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1900

INHALT.

Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim.

Erste Hälfte: Bis zu den Freiheitskriegen.

Von

Reinhold Steig.

In der Bearbeitung der zwischen Achim von Arnim und den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm gepflogenen Korrespondenz begriffen, empfand ich es als einen Mangel der mich hemmte, dass in der wichtigen Sammlung Briefe, die von Franz Binder den Gesammelten Schriften Görres' angehängt worden sind, Görres' Briefe an Arnim sämtlich fehlen. Denn in Arnim's und Görres' Freundschaft und Ideengemeinschaft wuchsen auch die Brüder Grimm hinein, erst als junge Gelehrte freundlich gefördert von ihnen, dann ebenbürtig an ihre Seite tretend, und zuletzt Erwartungen erregend, die Alles, was sie selber leisten könnten, überflügeln würden. Der Gedankenaustausch dieser vier in freundschaftlichem Vertrauen sich erschliessenden Männer ist dicht verflochten in einander, so dass, wenn uns ein ganzer Teil ihrer Briefe und Gedanken fehlt, wir in der historischen Gesamtauffassung ihres geistigen Emporstrebens gehindert werden.

Es müssen, als Marie Görres und Franz Binder an die Sammlung gingen, die Briefe Görres' im Nachlass Arnim's nicht auffindbar gewesen sein. Ich hatte mich auch für meine Arbeiten vergeblich in Wiepersdorf nach ihnen umgesehen. Nur zwei Briefe, unter fremde Blätter geraten, fand ich dort; ein paar andere, die einst an Varnhagen's Fingern hängen blieben, sind auf die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen. All das Bruchstücke nur, aus denen sich nichts Ganzes machen liess. Da kam jetzt plötzlich die Hauptmasse an unvermuteter Stelle hervor: die verehrungswürdige Hand, die sie reichte, nehme die nachfolgende Arbeit gütig als Dank dafür entgegen.

Der Rhein ist die goldene Ader, die durch Arnim's Dichtung zieht. Arnim war ein Märker von Geburt und hing mit seinem ganzen Dasein an der märkischen Scholle Landes fest, die er sein eigen nennen durfte. Keine Macht der Welt hätte ihn bestimmen können, sein Glück wo anders in der Fremde anzubauen. Seine Gedanken aber, die dichterischen, zogen in die weite Welt hinaus und nirgends mochten sie lieber weilen, als am Rhein, am Main und Neckar, wo er Diejenigen fand, die ihm im Leben die nächsten wurden, und wo sich seine Dichtung für immer heimisch machte. Wenn Arnim die Mark verliess: seine Reisen strebten am liebsten dem Rheine zu.

Durch Clemens Brentano war der Rhein sein eigen geworden, seit beide Freunde in schwärmenden Jugendjahren sich gefunden hatten. An Clemens' Seite fuhr Arnim zuerst den Rhein hinab. Um Clemens' Willen kehrte er zum Rhein zurück. Durch Clemens gewann er Freunde dort am Rhein: als einen der liebsten unter ihnen Joseph Görres.

Görres trat Arnim zuerst persönlich nahe, als dieser, im Januar 1808, zur Fortsetzung des Wunderhorns in Heidelberg erschien. Arnim wusste von ihm durch Clemens und hatte sein Buch, die teutschen Volksbücher, gelesen, worin er ein dem seinigen verwandtes Streben nicht verkennen konnte, obgleich er mit dem Buche unzufrieden war. Eine Würdigung der Volksbücher schien ihm unnütz, solange nicht die Volksbücher selbst durch neuen Druck wieder zugänglich wären. Aber im persönlichen Verkehre verstanden sich die beiden Männer bald. Arnim hegte die grösste Achtung für Görres' Studien und Person. Er betrachtete es wie ein Wunderwerk, dass sich Görres durch das Revolutionswesen, dem er in jungen Jahren zugethan gewesen war, durchgearbeitet hatte zu nationaler Erfassung des deutschen Lebens in Wissenschaft und Kunst. Er erkannte rasch, dass die Freundschaft mit Görres seinem zweiten Aufenthalte in Heidelberg einen eignen Wert verleihen werde.

Görres betrieb litterarisch-historische und naturwissenschaftliche Studien neben und durcheinander, und begegnete sich auf beiden Gebieten mit Arnim gleichen Weges. Görres hielt in Heidelberg, wohin er 1806 von Koblenz gekommen war, Vorlesungen an der Universität und schloss sich der Gruppe Derer an, die der Vossischen Partei als antiklassische Romantiker gegenübertraten. Voss mit seinem Anhang gebot über das Morgenblatt. Die Gegenpartei, voran Creuzer, begründete 1808 wissenschaftlich die Heidelberger Jahrbücher, Achim von Arnim im selben Jahre litterarisch die Zeitung für Einsiedler, in der das Morgenblatt bekämpft werden sollte, wozu (wie Creuzer meinte) jeder Ehrenmann

seinen Beifall geben müsste. Creuzer, Görres, Arnim, neben ihnen noch Böckh, Marheineke u. A., hielten fest zusammen. Clemens Brentano kam von Kassel herüber, und Ludwig Grimm, Jacob und Wilhelm's jüngerer Bruder, begann für Wunderhorn und Einsiedlerzeitung zu radieren. Auf ihren Verleger Zimmer konnten sich die Freunde verlassen. Und so ging es lustig auf die „Vösse" los.

Das Spiel dauerte nur das Jahr 1808 hindurch. Das Wunderhorn wurde fertig, die Einsiedlerzeitung hörte zu Michaelis auf, und die Jahrbücher begannen, unter dem Einflusse der „unparteiischen" Redaktionsmitglieder, sich von der Alleinherrschaft der Romantiker frei zu machen und sich der Gegenseite zuzuneigen. Entscheidend für diese Umbildung war, dass Graf Benzel-Sternau, der damalige badische (in heutiger Art zu sprechen:) Kultusminister, als eingefleischter Humanitäts- und Franzosenfreund, die national gesinnten Romantiker amtlich in Heidelberg nicht aufkommen lassen wollte und die Vossische Partei begünstigte. Darin lag es, dass für Görres alle Aussicht schwand, in ein festes Verhältnis zur Universität eingesetzt zu werden. Er konnte nicht aufs Ungewisse in Heidelberg dozieren. Er war verheiratet und Vater dreier Kinder, für die er sorgen musste: das jüngste war erst kürzlich hinzugekommen, und Arnim und Creuzer hatten bei der Taufe, 3. Juli 1808, Gevatter gestanden. Zum Wintersemester 1808 kehrte Görres also in sein früheres Schulamt nach Koblenz zurück. Einer nach dem Andern verliess Heidelberg, und der Freundeskreis löste sich auf.

Zum Abschied schrieb Görres sich mit Frau und Kindern in Arnim's Stammbuch ein, lauter Scherze, die das lustige Leben in Heidelberg betrafen, in ungeniertestem Schelmufsky-Tone, und schloss:

Lieber Einsiedler, lass Dir die Flügel an Kopf und Füssen nicht stutzen, werde kein Herrnhuther und behalte mich lieb.

Gevatter Görres.

Heidelberg am 3. October 1808.

Er nahm bei seiner Abreise die Hoffnung mit, dass Arnim ihn in Koblenz noch besuchen werde. Aus Koblenz kam dann, den gleichen Ton noch festhaltend, der erste Brief von Görres an Arnim nach Heidelberg:

Koblenz am 14ten Oktober 1808.

Ich hatte gefürchtet, mein Brief mögte nass werden unter Wegs bey dem gar zu schlechten Wetter, darum habe ich mich gescheut bis her zu schreiben, jetzt wo's etwas säuberlicher geworden ist, setze ich mich

hin und schicke Boten zur Einsiedeley zuerst mit der Gratulation zum zweyten Fieber, das nicht ausgeblieben seyn wird, wenn noch fernerhin in dem niedlichsten aller Siechhäuser gewohnt worden ist. Die Haare jedoch müssen sehr schön kraus werden der hygrometischen Eigenschaft der Luft wegen, und die darinn gebohrnen Mädchen sehr weiss, weil sie es an Flüssen schon bekanntlich sind der Nebel wegen.

Ihr werdet schon selbst oben euere Bemerkungen darüber gemacht haben, wie uns der Himmel angelacht hat auf der ganzen Reisse, das Rheingau hatte recht sein hochzeitlich Kleid an, jetzt aber hat's wie ich hier sehe, sich schon kommod gemacht und die Pracht abgelegt und verschlossen bis zum nächsten Jahre. Wir haben ihr zu Ehre auch recht geschwitzt auf dem Verdecke. Darauf sind wir hier angekommen, am Ufer warteten die Douaniers und wollten den 7ten Theil von Allem haben, von Manchem den vierten, ich habe ihn aber von nichts gegeben, als von meiner Ersparniss und dazu haben sie sehr saure Gesichter gemacht. Zwölf Freyexemplare von den Schriftproben, und Eines vom Einsiedler habe ich ihnen auch angeboten, sie haben aber das present nicht einen Pfifferling geachtet. Schmuggelnd bin ich darauf eingezogen bis in den Kern meiner guten Stadt, und habe all den alten Dreck, den ich von früherem Frasse von mir gegeben, wieder gefunden wohl konservirt und angenehm riechend. Es ist mir merkwürdig, wie eine Stadt so lange unverändert gleichen Charakter behalten kann, ich finde beynahe noch für jede Kerbe den einpassenden Stutz. Alles gut und schön, ich habe sie gebeten zum Mahlen zu sitzen der künftigen Vergleichung wegen. In der hiessigen Loge habe ich auch Brüder und Freunde gefunden, und wir mauern fort, wo oben nachgelassen, wir sind beym grossen Orient, und haben den grösten Einfluss in die spanischen Angelegenheiten. Einige Kinder sind unterdessen gross geworden, einige Grosse Kinder, ich habe nichts dagegen eingewendet, weil das so Brauch zu seyn pflegt. Wir selbst sind Alle wohlbehalten, nur dass mein Kleines seit einigen Tagen die Gewohnheit angenommen hat und es alsdann gewechselt in vielen kleinen Summen hinten wieder von sich zu geben, ein lästiges Gewerbe das aber seit einiger Zeit als Influenza hier herrscht. Das macht uns denn viele Arbeit mitten in den Ferien.

Ich wäre glückselig, wenn nun noch ein Gruss bestellt würde an Zimmer, an Grimm und die Leute in Landshut und was sonst grüssbar ist, dann wenn die laufenden Neuigkeiten mir gefälligst kommunizirt würden. Zum Durchsaufen wird wohl bald Anstalt getroffen werden müssen, weil das Getränke sonst mit soviel Wasser temperirt wird, dass

alles Feuer darinn ausgeht, und nicht mehr angeblassen werden kann durch den Posaunenengel. Wünsche wohl zu leben.

Görres.[1])

Arnim antwortete aus Heidelberg am 22. Oktober 1808; der Brief ist in Görres' Schriften (8, 34) gedruckt. Arnim dankte für die Teilnahme an seiner Gesundheit, die seit seiner schweren Erkrankung in England immer noch nicht sicher war. Er habe von Jung Stilling's Geisterkunde eine Recension für die Heidelberger Jahrbücher (die aber erst 1817 in Gubitz' Berliner Gesellschafter erschien) zu schreiben begonnen. Ludwig Grimm komme zum Maler und Kupferstecher Hess nach München in die Lehre. Görres erwiderte:

Koblenz am 10ten November 1808.

Wir haben gestern St. Martinsabend auf dem Berge meines Schwiegervaters gefeyert. Seit vielen Tagen war Feuerfutter zusammengeschleppt und gefahren worden, und wir hatten eine respektable Haushohe Flamme dem Heiligen zum Besten gegeben. Es war wirklich bey dem vielen Feuer ein Schimmer guter Zeit, die schöne grosse, krausse Funken werfende Flamme, die nächste Beleuchtung unter den Hügeln in der Tiefe auf allerley umgehende Figuren, rund um auf allen Bergen gleiche Feuer, das Geschrey der Buben in der Ebene, das schöne Wetter und die Sterne am Himmel, die man immer mit den ausfahrenden Funken verwechselte, alles sang und jauchzte recht gut zusammen, die Sterne hinunter, die Feuer und die Buben hinauf. Ich hätte die ganze Pfaffenstrasse so hinunter[2]) durch den Fackelzug fahren mögen. Wären Sie gekommen, da Sie die Weinflammen versäumt, an diesen hätten Sie wenigstens noch sich wärmen können. Ich war sehr andächtig vor der grosen Flamme und ihrem Ungestümm, und dem Leben und dem Zorne, und dasmal in Zoroasters Kirche, und obgleich im Wasser getauft, hätte ich mich im Feuer wiedertaufen lassen. Könnte das Fleisch eine solche Gluth fassen, Gott sey uns gnädig, wenn die Creatur ungehalten auf uns arme Kühlgefässe würde. Aber auch zum vierten Elemente hätten Sie zurecht kommen können, da Sie nämlich so gern in der Erde arbeiten, so hätten wir Ihnen auch damit ein Fest bereiten können, weil ich meinen Garten so verwildert angetroffen habe, dass es einige Tage Zeit erfoderte, ehe ich meinen wenigen Tulpen ihr Unterkommen verschaffen konnte. In-

1) Ich merke an, dass ich das Mundartliche, die Orthographie und die Interpunktion der Urschriften nach der Möglichkeit wahre, auch Sätze, die einmal formell nicht geraten sind, unberührt stehen lasse; nur die Schreibung der Anrede habe ich normiert.

2) d. h. den ganzen Rhein so hinunter.

dessen spreche ich noch immer im Optativus, und denke wohl noch Sie Schlittschuhe den Rhein hinunter zu uns laufen zu sehen.

Die Rezension des Wunderhorns hab ich vollendet, und damit wieder einen kleinen Denkstein unserem Zusammenseyn gesetzt, da wir keine Münzen darauf schlagen lassen können. Es hat mich Mühe genug gekostet den Ameisenhaufen in Reih und Glied zu ordnen, und über der Arbeit ist manchmal mit der Geduld der Geist von hinnen gegangen. Indessen bin ich zuletzt doch über das Gewimmel Herr geworden, und Sie werden im Ganzen wohl damit zufrieden seyn. Abei die Revision, wenn Sie noch oben sind, würden Sie sich entschliessen müssen, darüber zu machen, und darum wünschte ich dass es vor ihrer Abreisse wo möglich noch abgedruckt würde.

Ich war eben an Jungs Geistertheorie als ich ihren Brief ⟨empfing⟩, und habe nicht gern meine Arbeit aufgegeben, und auch wieder gern, weil ich mich darauf freue die Ihrige zu sehen. Ich finde das Buch bis auf Kleinigkeiten, die aber für sein eigentliches Publikum gehören, sehr gescheidt, verständig, scharfsinnig, ja stellenweisse sogar genial. Es ist mir merkwürdig wegen der Erfahrungen die er aus seinem Umgange mit Menschen anführt, die allein noch dergleichen machen können, die aber darüber keinem Andern als eben ihm Rede stehen. Ich gebe auf die Ehrlichkeit die zwischen ihm und seinen Anhängern besteht, und auf den Glauben in dem Einer für den Andern sich verbürgen kann, unendlich mehr als auf die Wahrhaftigkeit unserer experimentirenden Physiker, die Unmöglichkeit der Correktion durch Nachexperimentiren hat der Gegenstand schon mit der Medizin gemein. Ich habe hier schon viel Streit und Zank über das Buch gehabt.

Dass Grimm nach München kömmt freut mich für ihn, er ist dort recht gut aufgehoben, und wird gerade die nöthige Wärme finden, um vollends ausgebrütet zu werden. Schreiben Sie mir doch ob er noch bey Ihnen ist, ich mögte ihm gern einen Brief von einem der Freunde von Hess mit einigen Zusätzen von mir selbst mitgeben. Schreiben Sie mir weiter, was Brentano seither geschrieben hat von dem bayerischen Wesen. Ich überzeuge mich mit jedem Tage mehr, dass meines Bleibens in diesem Lande nicht ist, das Wesen wird mir immer klarer und immer unverständlicher. Aber während ich so überlege, rückt Teutschland auch so in seinem kleinen Trappe immer weiter vorwärts in derselben Gesinnung. Das ist die Verdammniss dieser Generation, dass sie nicht auf einem Strome sondern auf stürmischen Wellen getragen, nicht weis wo

sie ihr Haupt hinlegen soll, weil alles noch schneller wechselt als das Fleisch, und jeder Gedanken jeden Augenblick einen neuen Herren bekömmt.

Das ist Alles was ich für den Augenblick weiss, wenn ich Ihnen nun noch erzähle, wie einige Spasvögel neulich Lärm gemacht, es brenne in einem H—haus, wie alle Leute hingelaufen, und nachdem sie mit Gewalt die Thüren erbrochen und das Haus voll Wasser gegossen, eine Menge geistlicher Herren aus der Ueberschwemmung sich geflüchtet haben zum grossen Ergötzen aller Zuschauer, dann sind Sie vollkommen au fait der hiessigen Begebenheiten.

Die Parabel mit dem Bienenvater in meiner Rezension habe ich gestern auch schon in ihrer Nachrede gefunden, wie das uns schon mehrmal begegnet ist. Wenn Sie wirklich die Revision machen, dann dürfen Sie nur hinzusetzen „wie auch der Nachredner bemerkt". Wir sind fortdauernd Alle wohl, ihr Pathchen wird mit jedem Tage lieber und freundlicher.

Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

Görres.

Um die nämliche Zeit aber, wo Görres den Freund in Koblenz noch erwartete, rüstete sich dieser auf die Nachrichten, die er von Hause erhielt, zur raschen Heimkehr in die Mark. In sein Stammbuch haben sich zum Abschied die Heidelberger Freunde eingezeichnet. Creuzer schrieb:

Res severa verum gaudium

Seneca.

Hac philosophi sententia sui memoriam commendare voluit

Fridericus Creuzer.

Heidelbergae
d. XIV Novembr.
MDCCCVIII

während, aus seinen Pindar-Studien heraus, Böckh sich mit den Worten

Ἄεναου πυρος· εἱδεί δ᾽ἀνα σκαπτῷ Διος αἰετος
ὠκειάν πτερυγ᾽ ἀμφοτέρωθέν χαλαξαις

Pind. Pyth. I, str. 7 zu Ende.

Denken Sie so lang an mich, als verhältnissmässig dieser Vers ist

Heidelberg d. 11 November 1808

Aug. Böckh.

von Arnim verabschiedete. Aus Pindar nahm auch Wilken seine Inschrift, damals Mitredakteur der Jahrbücher und bestrebt, parteilos zwischen den gegnerischen Parteien seine Stellung zu behaupten; er schrieb:

Σοφος ὁ πολλα ειδως φυᾳ
Pindar.

Erinnern Sie sich hiebey zuweilen der angenehmen Abende
Heidelberg, den 15. November 1808
Fr. Wilken.

und seine Frau, eine geborene Tischbein, die ein Portrait Arnim's aus der Heidelberger Zeit gemalt hat (das noch vorhanden ist, heute aber von Wenigen gekannt wird), zeichnete ihm einen wunderschönen Frauenkopf in Kreide ein „Zum Andenken an Caroline Wilken".

Am gleichen Tage, so dass die Briefe sich kreuzten, wandte sich Arnim auch an Görres (8, 38). In ein paar Tagen reise er über Kassel, zu Grimm's und Reichardt's, von Heidelberg ab. Clemens mache Görres für Landshut und München schlechte Aussichten. Er, Arnim, hoffe noch etwas von Johannes von Müller, damals in Kassel, und von Goethe, den er zu besuchen Willens war: „Es wäre doch schändlich, wenn Sie lange Zeit bei Ihren Schulbuben verschwenden müssten". Man könne künftig an Berlin, gegenwärtig wenigstens an Göttingen denken. In Baden herrschten heillose Zustände. An Görres' neuem Buche, der „Mythengeschichte der asiatischen Welt", drucke Zimmer; so und so viel Bogen seien fertig.

Arnim ging über Frankfurt nach Kassel, wo ihn eine Beinverletzung, die er sich unterwegs durch einen Unfall zugezogen hatte, zu längerem Verbleiben nötigte. Er war täglich mit Jacob und Wilhelm Grimm zusammen. Im Einvernehmen mit ihnen erliess er von dort an Voss ein Schreiben auf dessen Angriffe auf das Wunderhorn in dem Morgenblatt. Eine Kopie von der Hand Wilhelm Grimm's sandte Arnim mit seiner eigenen Unterschrift und der Datierung „Cassel, 8. Dezember 1808" an Görres ab (8, 40). Dies Schreiben und die Entgegnung von Voss erschien in den Intelligenz-Blättern der Jenaischen Litteratur-Zeitung und noch an andren Stellen. Görres hatte auch von Creuzer (8, 46) einige Aufschlüsse erhalten. Er schrieb an Arnim nach Berlin:

Koblenz am 1ten Februar 1809.

Dann habe ich Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, dass unser Arnim neulich im Zweykampfe mit Voss geblieben ist, todtgeschlagen und im Morgenblatte begraben: Have Anima pia. Wirklich niedergefallen ohne ein Zeichen von sich zu geben. Da Sie der nächste

Angehörige des Verblichenen sind, so will ich die Korrespondenz mit Ihnen fortsetzen, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Inventarium des Tisches auf dem ich gegenwärtiges niederschreibe ist ein Kapuziner auf einem Esel meinem Buben angehörig, den ich so eben mit Siegellak reparirt. Eine Lichtputze, die das Maul schandlich weit aufsperrt, wenn man sie nur berührt, wenigstens so weit wie der Knabe der alle Tage das Brod brachte, ein Wassergefäss mit einem schwimmenden Gänsefuss oder dergleichen, etwas Reisbley zum Tiegel, und ein Leuchter von Heidenköpfen. Nun mögte ich gern einen Roman anspinnen zwischen den Allotrien, aber es ist keine Eintracht und Herzlichkeit in ihnen, und kein Liebeshandel einzufädeln, weil die einzige Dame darunter nur Schnuppenfresserin ist, und der stattliche Kavalier leider den Cölibat halten muss. Vor dem Fenster indessen hält schon seit mehreren Tagen eine Maske, und giebt sich für den Frühling aus, hat auch alle faux airs davon, Gang und Schritt und den leisen Tritt, und das freundliche Gesicht, die dummen Bäume glaubens auch, und legen sich weit heraus, hat er sie, klaps wird ers Netz zuziehen. Das stelle ich ihnen beweglich genug für, und wie ich noch Schnee haben müsse zu meinen Experimenten, hilft alles nichts, die unbesonnene Jugend lässt sich nicht zurückhalten. Einstweilen habe ich Rittersporen gesäet, wenn zufällig an die Sporen auch Ritter anwachsen, dann will ich sie den Spaniern zu Hilfe schicken.

Gross Wasser haben wir gesehen, der Rhein hat allen Schnee getrunken, und berauscht davon ist er über seine Ufer hinübergetaumelt, da und dort hat er viel zertreten und sonst Schaden angerichtet. Alles Wasser liegt schon im Meer und wird dort eingepökelt für die kleine häusliche Oekonomie der Natur. Darauf ist ein Sturm über uns gegangen, hätten die Häusser Segel zum Aufspannen, die Stadt hätte in der Nacht ein gut Stück Weg zurücklegen können, und hätte sie sich nun mit ihrem Weichbild auf irgend eine fremde Mark aufgesetzt, nach dem römischen Rechte wäre ihr nichts an ihrem Besitze verkümmert worden, und der Unterliegende hätte auch vor Gerichte untergelegen. Sie sehen, dass ich unterdessen schöne juristische Kenntnisse eingesammelt habe. Ich lese Naturrecht an der hiessigen hohen aber weder weiten noch tiefen Schule. Sonst bin ich gegenwärtig meines eigentlichen Handwerks ein Cyklope, ein halb Fuder Kohlen habe ich schon verbrannt, mein Tint verdirbt sich ganz jämmerlich, die Metalle, zwey ausgenommen, sind mir dienstbar, ich suche den Karfunkel. Nun habe ich auch seine Mutter und die Sippschaft, Hangendes und Liegendes gefunden,

ich warte nur auf eine recht dunkle Nacht und ein Gewitter darin, um die Königsschlange mit den Jungen in dem Neste zu überraschen. Meiner Mythologie gehts jämmerlich, Zimmer hat von Natur ein zu eng gebautes Becken, die gesammte Hausgenossenschaft zieht und reisst mit Zangen und Brecheisen, und Alles will nicht gedeihen. Ich habe hundertmal gewünscht, dass die Druckerpressen Keltern wären, die Schriftsteller schütteten ihr Gewächs dahin auf, und das Publikum käme und füllte sich die Krüge mit dem Safte und nicht die Papiertütten. Oder noch lieber wie bey der Transfusion des Blutes, eine Röhre aus einer Ader in die Andre, etwas warm gehalten, dann ist alles gethan. Jetzt gehts jämmerlich besonders in Streitsachen, erst der Blitz, nach einem halben Jahre der Donner, in andern sechs Monathen die Kugel.

Das sehe ich jetzt recht im Vossischen Streite. Ihre Mitraille hätte ich noch nicht aufschlagen hören, wenn mir Kreuzer nicht Extrabericht darüber abgelegt hätte. Das Geschütz war gut bedient. So geht eine Zeit vorüber, zwey Zeiten und eine halbe Zeit, endlich wird zu Gericht gegangen mit denen, die dem Thiere und der Hure dienen. Lächerlich war mir, dass sie den Verdruss gegen den Einsiedler sogar in den Kartenallmanach [1]) hineingeschleppt haben, er hat ein Bild und eine Erklärung dazu, wo auch wieder der Hund sammt Zubehör paradiert, was wir doch alles zuerst in Besitz genommen haben. Der lächerliche Graf, der immerfort die Schrauben ohne Ende wie Jason dreht, hat wie Sie gesehen haben werden, sich auch hineingelegt, natürlich wo der Dreck am dicksten war. Ein Narr in subjektiver und objektiver Hinsicht, aber ein Fabriknarr, kein gebohrner, vor denen ich Respekt habe. Wenn Sie haben wollen, dass ich mehr weiss von den Begebenheiten, dann müssen Sie mirs selbst schreiben. Zugbrücken sind vor und hinter mir aufgezogen, und ich stehe auf dem Söller und blicke ins Land hinaus. Da ich überhaupt meinen Stuhl dahin zu stellen pflege, wo andre Leute nicht viel hinkommen, so lebe ich als eine Art von Robinson prinzlich und mir ists wenn ich ehrlich seyn will, so wohl als mirs nur bereitet werden kann. Wie im Mährchen ist mir der Mantel mit dem der Staat mich bekleiden könnte immer entweder zu lang oder zu kurz, niemal passend. Ihr guter Wille für mich in Ihrem letzten Briefe hat mich indessen gefreut, Sie sind aber doch auch selber in der nämlichen Schule krank. Ich muss lachen, wie Sie mit dem Philosophen im Kasten um-

1) Der Karten-Almanach erschien bei Cotta in Tübingen. Es ist mir, trotz vieler Bemühung, nicht gelungen, des Jahrganges für 1809 habhaft zu werden. Görres' Angabe wird das Thatsächliche über den Almanach und die Einsiedlerzeitung enthalten.

Nachträglich: man vergleiche jedoch die Ausführungen unten S. 172.

zogen, den in der Welt niemand brauchen kann, so ein altes astronomisches Instrument, dessen Nutzen niemand absehen, dessen Reparatur kein Uhrmacher übernehmen mag.

Meine Kinder gedeihen fröhlich, Ihr Pathchen muss sich Ihre Erzählung von zehnstündigen Spaziergängen in Schlangenbad gemerkt haben, es marschirt im rechten Trott und macht alle Pas des Kosakkentanzes dabey. Nachts aber führt sichs keineswegs exemplarisch auf. Meine Frau ist deswegen nicht allzuwohl.

Von Brentano habe ich die längste Zeit nichts gehört. Er schrieb mir einen salbungsvollen Brief über seine Bücher, um mir das Gewissen in Aufruhr zu bringen. Sie wissen selbst wie ganz zufällig ich sie mitgenommen habe. Ich habe sie eiligst zusammengepackt und abgeschickt. Seither habe ich nicht ein Wort von ihm vernommen. Man schreibt mir Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Göthe. Schicken Sie mir auch ihre direkte Adresse, da ich die Mittelstationen nicht leiden mag. Da Sie doch nun wohl in Berlin sind, so sehen Sie sich doch einmal um, ob Sie mir nicht eine Spanne Silberfaden in mein Fernrohr auftreiben können. Von München hat mir Boisserée Nachrichten gebracht, die mich orientirt haben. Mir ist lieb, dass ich nicht nach Landshut gegangen. Die allerarmseligste und ungeschickteste Intrigue rumort an dieser Akademie. Jakobi ist durch seine Weiber und seine Schwäche ganz erbärmlich befangen. Mit Bettine sind sie gar übel daran, sie windet sich ihnen wie eine zahme Schlange um die Beine, sie fürchten aber die Giftzähne seyen nicht gehörig ausgebrochen und jeden Augenblick könne ein tödtlicher Biss folgen. Savigny trauen sie nicht mehr, so sehr auch seine Frau alles gleich zu streichen sucht. Clemens können sie natürlich gar nicht leiden, und haben den Schmerzensausruf bey der Gelegenheit sich entfahren lassen: der wird wohl auch noch den Arnim ins Land bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb. J. G.

Ein Brief Arnim's aus dieser Zeit, „seine Reisegeschichte und Unglücksfälle enthaltend“, ist für uns verloren. Arnim wird dem Freunde berichtet haben, wie er bei Grimm's in Kassel war, einen Abstecher nach Göttingen machte, dann nach Weimar zu Goethe ging, und Neujahr 1809 in Berlin eintraf.

In diesem Winter vollendete Arnim seinen „Wintergarten“. Eine vornehme Geselligkeit hat sich in einem Wintergarten zusammengefunden. Zur Erheiterung der langen Abende trägt man sich Gedichte und Erzählungen vor. Die Erzählungen, die Arnim für sein Buch auswählte, waren

meist aus alten Büchern gezogen, die die Einsiedler von Heidelberg der Vergessenheit zu entreissen wünschten. Daher war das Werk, als es erschien, Görres und Clemens Brentano so vertraut. Sie verstanden jede Beziehung in jedem Worte. Die „Zueignung" galt Bettinen, die, als sie im Herbste 1808 mit Savigny's nach Landshut und München mitging, von Arnim bis Aschaffenburg begleitet worden war: wo an eines Orangengartens Pforte sie Abschied von einander nehmen. Der Gärtner pflückt die schöne Frucht in einen Helm von altem, rostigen Eisen; der Helm zerbricht, die Frucht fällt nieder:

> Da hört ich sie am Boden tönend schallen
> Und Schellen schmetterten mit leichtem Spiel;
> Ich fand das Tamburin mit Wohlgefallen,
> Das unten lag, worauf sie tönend fiel:
> Das Schöne ist auf Erden unverloren,
> Es klingt zur rechten Zeit, den rechten Ohren.

So drückte Arnim, als Dichter, seinen und seiner Heidelberger Freunde Glauben an die Unvergänglichkeit des Tüchtigen und Schönen in unserer Litteratur aus.

Während Arnim so in Gedanken an die Freunde fortarbeitete und ihnen gleichsam einen „grossen gedruckten Brief" zuschrieb, hatte auch Görres nicht aufgehört, für die gemeinsamen Tendenzen thätig zu sein. Seine Rezension des Wunderhorns, die der Vossischen Partei das Gegengewicht halten sollte, lag fertig auf der Redaktion in Heidelberg, traf aber auf die verzögernde Meinungsverschiedenheit der Redaktoren der Jahrbücher. In der breit angelegten Einleitung setzte sich Görres als „Romantiker" sehr lebhaft mit den „Klassikern" auseinander, verfocht das Recht der Naturpoesie gegen das der Kunstpoesie und klopfte lustig auf den alten Voss; die eigentliche Hauptmasse der Rezension bestand aus einer gruppenweisen Vorführung und Charakterisierung der gesammelten Lieder. Creuzer, der Redakteur des historisch-litterarischen Teiles, fand die Rezension zwar sehr gelehrt, aber zu weitläuftig und der Amputation bedürftig: „Das thäten Sie nun am besten selbst, wenn Sie hier in loco wären. So aber werde ich mich daran machen müssen. Da gedenke ich denn etwas zu warmes Blut der Einleitung abzuzapfen. Böckh, der mit mir las, meinte auch, es fange etwas zu jubilirend an, welches dann der guten Sache Schaden thun möchte." Es ist nicht bezeugt, ob und wie Creuzer amputiert hat; immerhin erscheint jetzt noch die Einleitung warm und weitläufig genug. Auch Arnim muss noch Görres' Manuskript in Händen gehabt haben, in das er, wahrscheinlich zum Bilde

vom Bienenvater, die von Görres gewünschte Notiz, und zwar auf Creuzer's Stube, mit eigener Hand eintrug: ein Vorgang, der, an sich ganz unschuldiger Natur, die nicht eingeweihten Mitredakteure stutzig machen konnte. Ja, sogar nach Landshut war das Manuskript an Savigny und Brentano geschickt worden, und der letztere hatte ein paar Notizen, die Görres nicht gewusst, mit eigener Hand eingetragen, ein Verfahren, das Arnim selbst nicht billigte (8, 105; Zimmer 190). Arnim's Zusatz ist jedoch in den Heidelberger Jahrbüchern (1809, S. 231) nicht mit abgedruckt. „Wie Bienenväter (heisst es da) haben die Herausgeber durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt"; man bemerke Görres' geistreiches Spiel mit den fliegenden Bienen und den fliegenden Blättern. Die erste Hälfte der Rezension hat offenbar in Heidelberg viel böses Blut gemacht: es ist ein Zeichen des zunehmenden Vossischen Einflusses auf die Jahrbücher, dass, nachdem Creuzer seinen Redaktionsanteil, beim Abgang nach Leyden 1809, an Böckh abgetreten hatte, die zweite Hälfte der Rezension erst viel später, im Jahrgang 1810, erscheinen konnte.

Der erste Teil kam Arnim Ende April 1809 unter die Augen. Auch Wilhelm Grimm damals in Halle, dem Görres' Rezension so hell und anmutig gehalten schien, wie weniges sonst von ihm. Die Freude veranlasste Arnim sofort, am 28. April, an Görres zu schreiben und ihm für all die bethätigte gute Gesinnung zu danken (8, 55). Er sei, was das Historische anlange, mit Görres Einer Meinung gegen Brentano. Jetzt sende er ihm seinen Wintergarten. Auch hier habe das Ueberlieferte, in der Verwandlung zu abgesonderten Novellen, verwandelt werden müssen: so das Stück aus dem Schelmufsky und andere kuriose Geschichten. Er wohne jetzt, der Physik sehr nahe, bei seinem guten Freunde Pistor, der von Natur Geheimrat, aus Liebhaberei aber Mechaniker sei; dessen Instrumente könne er, wenn in Koblenz der Art etwas nötig sei, aufrichtig empfehlen; er sende von ihm Silberdraht mit. Dass auch Creuzer Heidelberg verlasse, um Meermann's Rufe nach Leyden zu folgen, thue ihm sehr leid. „Alle Gevattern (scherzt Arnim) reisen da fort, weil das Kind (Görres' jüngstes) nicht geblieben": ein Scherz, der natürlich die Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse in Heidelberg zulassen sollte. Es verstrich lange Zeit, endlich liess sich Görres hören:

Koblenz am 1ten September 1809.

Seit dem Frühjahr, lieber Arnim, habe ich die Hoffnung erhalten, die alte Reiselust würde Sie einmal wieder beschleichen, Sie durch-

führen die Diagonale von Teutschland, und wären etwa einmal mit einem tüchtigen Satze in meiner Stube, und schüttelten den Staub ab und die bösen Errinnerungen, und was sonst von Rost und Schmutze sich ansetzt in dem übeln Jahre. Sie konnten wissen, dass Hauss, Tisch und Bette so gut ichs habe Ihnen zu Gebote standen auch unangeboten. Aber der Summer der is kummen und hat den Herbst mitgebracht, aber keinen Arnim. Das kömmt wohl mit daher, weil es dem Menschen, wenn er noch lange Füsse hat, ein leichtes ist um die Welt zu spazieren, dann von Schottland nach Genua, dann von Pohlen an den Rhein, über die Berge hinüber, um die Stadtmauern durch die Stube, bis er endlich noch dreymal mit Clemens zu reden ums Hünerloch geht, und dann von einer Hand die herausfährt, eingefangen wird. Aber heutiges Tags, ehe man soweit gekommen ist, dass einem die Federn von selbst ausgefallen sind, an den Fussflügeln, wird man gerupft und gestutzt dass man herumgeht jämmerlich wie in der Mause und nicht überfliegen kann ins Nachbars Hauss, die Federn aber füllen sich Andere in die Eiderdunenbetten. Das ist übrigens ein Uebel, was noch niemal ausgegangen ist in der Welt und ich bin schon längst darüber getröstet, Sie werden sich auch damit abfinden. Werden Sie indessen wieder flügge, heute oder Morgen, oder über Winter, der alte Rhein fliesst noch hell und kühl, und die Berge kochen Feuer, und es ist doch noch ein wenig blauer Montag an ihm, weil die Natur noch geputzt ist. Der Weg zu ihm hin ist gut finden, er ist überall mit zerbrochenen Scherben bedeckt. Wenn ich vom Blatt aufsehe an den schönen Bergkranz vor meinem Fenster, dann muss mir doch anderst zu Muth seyn wie Ihnen wenn Sie zum Berliner Thor hinausgehen in das geplättete Land. Die Natur ist doch gut, und der Mensch passabel, wenn er satt ist, bey Ihnen aber sind viele Hungerige, und da lässt sich der Teufel gern häuslich nieder. Es ist ein Jammer, was drey Haupteinsiedler auf den Sand gerathen sind, der Eine sitzt auf bayerischem Sand in Wassers und Feuersnoth, der andere auf dem Brandenburger auch in schwerer Noth, der Dritte Creuzer auf Holländischem, mit stinkendem Wasser zur Salbe gemacht und aufgestrichen, er hat mir ganz klägliche Melodien schon aus dem Röhrig zugesungen, dabey ist indessen etwas viel kränkliche Weichlichkeit und Gewöhnung an die dicken Schuhe und warmen Mützen, die die Zeit doch durchaus abgeschafft haben will. Er ist übrigens den Holländern nur geliehen, so habe ichs gleich betrachtet, und sonst würde selbst ein Feldzug gegen die Engelländer bey guter warmer Witterung nicht schaden. In seinen

Finanzen hat er freylich Einiges verloren, das wird indessen die Frau schon wieder ins Gleiche bringen, ein Apparat für sein Studium und eine Armatur seiner Thätigkeit, wie er sie sonst nirgend findet, muss doch auch für etwas gerechnet werden. Brentano hat den Gebrauch der Sprache noch nicht wieder erlangt, ich weiss nichts von ihm. Ihnen aber habe ich für den grossen gedruckten Brief und einen geschriebnen obendrein zu danken.

Das Buch war mir gar angenehm und erfreulich, Ihr ganzes Wesen ruht auf den Worten, die doch alle aus der Allerweltsprache sind, wie ein angehauchter Schein, und wie eine Seele auf dem Staub und Wasser ruht, in dem sie wie zur Miethe wohnt. Ihr leichter Schlittschuhschritt, der bisweilen so tief einschneidet, dass das Grundwasser durchbricht und den Leuten in die Augen spritzt, der zierliche Wurf, das scherzhafte Tanzen, das gefällige Cantabile, das freundliche Lachen das wie Tageslicht durchs Ganze durchscheint, alles hat mich an Sie und das Heidelberger Leben errinnert. Das sind wahre Geistererscheinungen an hellem Tage, so lebendig kann mirs werden, als ob Sie vor mir stünden, nur kein Gespräch kann man auf diese Weisse, als in längeren Zwischenräumen etwa miteinander führen, es hat mich verdrossen, dass ich stumm da sitzen musste, und Ihnen nun nicht auch verständlich machen konnte, dass ich Sie sähe. Bannen kann ich, so oft ich will, diesen Geist, ob ich selbst bannbar bin, weiss ich nicht, es kann mich sehr erschrecken wenn ich in halbdunkler Mitternacht im Hemde am Fenster stehe, und etwa ein einzelner vorübergehender aufblickt, und mich für einen Geist halten mögte, das ist ein ganz entgegengesetztes Gefühl, als die gewöhnliche Geisterfurcht, man blickt aus dem Tod ins Leben, wie dort aus dem Leben in den Tod. Ich danke Ihnen für den Nachruf in der Zueignung, sind die Früchte aus dem alten Helm hinabgeronnen, dann mag das Tamburin, das sie klingend aufgenommen, leicht eine zerschlagene Trommel seyn, schwer wird sich der Helm, aber leicht kann sich die Trommel wieder zusammenfügen, jetzt sind die Töne mir lieb, sie kommen von Sirenen, die mitten im Sturme singen, und wenn das Donnern und Nothschiessen vorüber, hört man doch immer wieder gern auf das Singen. Wer so gut gemacht ist im Frieden wie dieser Gärtner, darf sich nicht entschuldigen, dass er den Krieg nicht mitgeschlagen, Nationen werden noch auf viel andere Weissen als mit Schwerdten geschlagen; jetzt vollends wo die Verwirrung so rathlos geworden ist, dass was die eine Hälfte mit Blut an Ehre mühsam gewinnt, die andere leichtsinnig und

verkehrt an Schimpf wieder zusetzt, ist mirs leid um alles gute Blut was fliesst und geflossen ist, und ich mögte kein Blutzeuge seyn im Kampfe der matten Tugend mit der kranken Sünde. Sonst habe ich mich bey der ganzen Sache überzeugt, dass der Himmel ohne Schuld ist, wie er gern Sieg gegeben hätte, wenn nur einer da gewesen wäre, der den Haushalt fortgesetzt hätte.

In Ihrer Schrift hat mir das Erste ganz unendlich wohl gefallen, wenn Sie das gemacht oder nur viel hinzugemacht haben, dann erstaune ich über ihre Kunstfertigkeit.[1]) Die Zigeunergeschichte in den Simplicissimus eingelegt hat mich auch ergötzt.[2]) In dem Fragmente von Schelmufsky habe ich durchaus nichts Störendes, aus dem Geiste des Ganzen Herausfallendes bemerkt, nur das Hundegebelle am Anfange hat etwas gewürgt, die reinen Verehrer werden nicht zu klagen haben, wenn man keine Näthe sieht, dann ists als hätte der Verfasser selbst eine zweyte vermehrte Ausgabe veranstaltet.[3]) Mehr Anstoss werden die reinen Verehrer Nelsons an der wunderlichen Weisse nehmen, wie Sie ihn in den vortrefflichen Romanzen durch die Meduse nicht aus Fleisch in Bein, sondern aus Bein in Fleisch verwandelt haben. 's ist ein unendlich spröder Gegenstand, dieser einäugigte, einarmigte, eben noch verwesende englische Seeheld, mitten in dem grossen algebraischen Formelwerk, seinem Schiffe und seiner Schlacht, und den nun in den heissen Feuerofen der Meduse hineingeworfen, wo er wie einer der Babylonischen Knaben aus den Flammen singt, die er als ein Salamander immer durch sein Element das Wasser wieder löscht. Sie haben englischen Rost beef mit einer Brühe von Pfeffer und Muskaten, und Areka und Palmwein übergossen, und es soll mich Wunder nehmen, was die Welt zu dem sonderbaren Gerichte sagen wird. In mich, bey der philosophischen Weite meines Geschmacks geht dergleichen leicht hinein, und ich habe mich gefreut an der Lust mit der Sie viele Reminiszensen aus dem Leben hineingeworfen in den feurigen Strudel, aber ich

1) Die Liebesgeschichte des Kanzler Schlick und der schönen Sienerin, nach Niclas von Wyle's Translation der lateinischen Erzählung des Aeneas Silvius.

2) betrifft den vierten Winterabend: an welchem Erzählungen aus Moscherosch' Gesichten vorgetragen werden, in die eine Zigeuner-Episode aus dem Simplicissimus eingelegt ist.

3) betrifft den siebenten Winterabend: Auszüge aus Weise's Drei Erznarren mit Teilen aus Reuter's Schelmufsky zusammengearbeitet. — Das Folgende geht auf die acht Romanzen „Nelson und die Meduse" am fünften Winterabend, die einen unwirklich-phantatischen Liebesrausch des Seehelden Nelson zu seiner schönen Meduse besingen.

begreife auch leicht, wie viele zu eng seyn mögen ohne unmittelbare Versündigung. Das ganze Buch ist mir lieb und werth, wie's da liegt, und ich habe es unter meine andern Freunde aufgestellt.

Mit meinen eignen Arbeiten gehts nicht so rasch wie mit Ihrem Gartenbau, meine Sachen werden immer die gehörige Zeit lang im Packhofe zur Visitation zurückbehalten, ehe sie in die Welt hinunter ⟨dürf⟩en, mit meiner Mythologie sind wir glücklich am zehnten Bogen angekommen, da das Ganze nun 30 werden soll, so müssen Sie sich wohl noch vier Jahre gedulden. Meine physikalischen Untersuchungen ⟨. .⟩ Zweige schreiten auch langsam fort, weil ich eigensinnig auf mathematischer Schärfe und Ueberzeugung beharre, und da ich die mythologischen noch nicht beendigt habe, und mit der alten Liebe verfolge, so werde ich unbarmherzig zwischen den zwey Liebschaften herumgezerrt, deren keine ich lassen kann, so sehr immer die Eine die Andere kränkt. Eine dritte der Ihrigen näher liegende halte ich mit Gewalt noch von mir weg, damit die drey mich nicht vollends aus dem Hause treiben. Danken Sie Ihrem Freunde Pistor für den Silberfaden, ich habe ihn schon verwendet. Es mögte vielleicht möglich sein, dass ich für seine Arbeiten in einiger Zeit Auskunft wüsste, da es in kurzer Zeit entschieden werden soll, ob eine Akademie hierher kömmt, und diese doch einer Instrumentensammlung bedarf. — Ich bin am Rande und habe nicht viel geschrieben, und habe doch solange gezögert mit Schreiben, weil ich recht viel schreiben wollte und immer nicht recht viel Zeit für das viele Schreiben finden konnte. Drum wärs besser wenn Sie selbst kämen, und sich Alles erzählen liessen. Sie würden mich und Alle wohl treffen, ihr Pathchen gross und gesund und herumlaufend auf allen Wegen, und krazbürstig und eigensinnig und lieb, dazu mit einem zollbreiten Loch im Kopf, das es sich vor acht Tagen gefallen, und wovon es die Narbe noch nach vielen Jahren wird vorzeigen können. Meine Frau grüsst Sie herzlich, und ich schliesse den Meinigen in den ihrigen ein.

Görres.

Ueber den Wintergarten brachten die Heidelberger Jahrbücher mit geschäftiger Eile, noch 1809 (2, 164), eine anonyme Kritik, die, wie ich einer Notiz in Wilhelm Grimm's Exemplare entnehme, von dem Philosophen Joh. Jak. Wagner stammte. Dieser Wagner, bis dahin Professor in Würzburg, hatte sich nach Görres' Abgange in Heidelberg als Privatdozent niedergelassen und verstärkte, als alter Feind und Gegner der Romantiker, die Macht der Gegenpartei. Görres lag mit ihm schon

lange in Fehde. Creuzer nannte ihn einen Erzcharlatan, der allem historischen Wissen Hohn spreche. Durch und durch rheinbündisch gesinnt, erfreute sich Wagner der Protektion des Grafen Benzel, dessen Zeitschrift „Jason" ihn herausstrich und Arnim schlecht machte. In Kleist's Abendblättern haben 1810 die Berliner Freunde den Geist des Jason gebrandmarkt (was ich in meinem Buche „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe" näher ausführe). Wagner machte sich jetzt, wie sein gräflicher Protektor, an Arnim heran. Dieser hatte im Wintergarten sehr scharf den märkisch-brandenburgischen Patriotismus und die Wünsche der Berliner Kriegspartei durchblicken lassen. Daher kehrt Wagner in seiner Rezension nunmehr den rheinbündischen, antipreussischen Geist heraus. In die jetzige „norddeutsche Uebellaunigkeit", die im Wintergarten herrsche, könnten sich „süddeutsche, leichtblütigere und längst versöhnte Leser" schwerlich finden; Arnim's Standpunkt sei nur „provinziell"; er, der Rezensent, „prätendire wirklich deutsch zu fühlen". Man empfindet, wie das Litterarische gänzlich schon in das Politische sich verliert. Savigny äusserte sich ärgerlich über dieses Machwerk; ebenso empfanden die übrigen Freunde. Auch in der Jenaischen Litteratur-Zeitung (Nr. 276 von Ha. Ha.), unter Goethe's Augen, entlud ein anonymer Rezensent weniger seine sachliche Meinungsverschiedenheit, als persönliche Gehässigkeit gegen Arnim. Diese und andere, besonders auch des Dänen Baggesen, Angriffe hatte Görres wohl im Sinne, als er Arnim schrieb:

Koblenz am 1ten Jänner 1810.

Glück auf mein armer Kreuzbruder, mein lieber Wintergärtner, zum neuen Jahre glück auf! Im vorigen haben sie Dich übel zugedeckt, du liebreicher Kunstgärtner, Dir die dargebotnen Sträusser zerrissen, mit Prügeln die Blüthen von den Bäumen geworfen, die Nachtigallen ausgehoben und geblendet, und die Füchse in den Garten gejagt mit den brennenden Schwänzen. Und du . . . dunkler, zerstreuter, unverständlicher . . Ariel[1]), wie gehen die Weissagungen des Propheten Jesaias c. 29 an dir in Erfüllung! „Weh, Ariel, Ariel! ihr haltet Jahrszeiten und feyert Feste (den Königseinzug), aber ich will den Ariel ängstigen, dass er traurig und jämmerig sey, und soll mir ein rechter Ariel seyn. Alsdann sollt du geniedrigt seyn und aus der Erden reden (unverständlich Zeug) und aus dem Staube mit deiner Rede murmeln (scherzhafte Gemische), dass deine Stimme sey wie

1) unter welchem Namen Arnim sich selber auch im Wintergarten einführte; die folgenden Klammerzusätze rühren von Görres selbst her.

eines Zauberers aus der Erde (wie die Leute klagen) und deine Rede aus dem Staube wispele. Und die Menge, die dich zerstreuen, werden so viel seyn als ein dünner Staub (die Leser der Classiker) und die Menge der Feinde wie eine wehende Spreu, und das soll plötzlich bald geschehen. Wie ein Nachtgesicht im Traum, so soll seyn die Menge aller Heyden, so wieder Ariel streiten, sammt allem ihrem Heer und Bollwerk, und die ihn ängstigen. Denn gleich wie einem Hungerigen träumt, dass er esse, wenn er aber aufwachet, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, dass er trinket, wenn er aber aufwacht, so ist er matt und durstig (also die Käufer Deiner Bücher), also sollen seyn die Menge aller Heyden, die wieder dich streiten. Erstarret und werdet verstürzt, verblendet euch und werdet trunken, doch nicht vom Wein (sondern vom Brenz) taumelt, doch nicht vom starken Getränke. All deiner Propheten (Einsiedler) Gesichte werden seyn wie ein versiegeltes Buch, welches so man es gebe Einem, der lesen kann, und spräche Lieber lis das! und er spräche, Ich kann nicht, denn es ist versiegelt. Oder gleich als wenn mans gebe dem, der nicht lesen kann, und spräche Lieber lies das! und er spräche Lieber ich kann nicht lesen." Gehst du in dich erschrecklicher Sünder, vor 2550 Jahren ist das geweissagt, und im vergangenen Jahre erst wahr geworden an dir, ich hätte wahrlich nicht so viel Hundert Jahre geduldig warten können, und viel früher drein geschlagen mit allen Fäusten an des Himmels Stelle. O Fauste, Fauste, wie hat dich der dänische Quirlstock gequirt, der idyllische Rührlöffel geschwungen, der Teufelsbesen gekehrt. Warum hat der WürgEngel nur die geheime Furcht, dass man die verborgene Sau in seinem Namen auswittern und verschneiden mögte. Ich habe recht applaudirt zu allen Schlägen, die auf Dich gefallen sind mein Seelenbruder, die waren mir Alle geschenkt, die Meinen waren versüsst mit dem süssen Honig socios habere etc. und hatten daher den Geschmack von Manna und Lebkuchen, ich dachte immer an den vielen Rheinwein den wir zusammen getrunken und tröstete mich, alles Leben müsse widerlebt seyn. — Eben heults Patchen, das süsse Dornröslein jämmerlich in die Prophezeyung hinein, und ruft mit weh über den gepritschten Pathen, dessen es sich nun und nimmer in der Welt rühmen darf, denn es ist die Enkeltochter des Jesaias und soll eine Jungfrau werden, wie sie seyn soll. — Nun aber habe ich mich sattsam an obigen Schlägen erbaut, wie schon gesagt, und mögte die Ruthe küssen, die solche Dinge gethan, der vorigjährige Komet war wie GeissenKnödel zur Weynachtsbescheerung daran aufgehängt. Ar-

nica montana, liebliche Blume, mit dir will ich meine Schlafstätte bestreuen, und alle Abend mir einen Kranz davon flechten um die heissen Schläfen zu kühlen. Es ist so gar tröstlich, dass während das Schicksal mit Siebenmeilenstiefeln in der Kelter herumstampft, und Blut keltert, oben auf dem Dache die Spatzen rammeln, und die Mäusse in den Büchern, und die Motten ihm wieder im Pelze schaben. Eben kömmt mir nun auch zum Ueberflusse die Rezension des Wintergartens in der Jenaer vor Augen, Erbarmen ruf ich den Schindern zu, aber sie schächten fort mit Gesichtern wie die Juden, die den Herren kreuzigten. Das hast du gut gemacht du geschundener Ariel, dass du ihnen gesagt hast, dass aller Tadel dich verletze, wissen sie erst den wunden Fleck, dann setzt alles Geschmeiss sich hin, wie die Mücken auf die Gipsnasen, und beizen dich mürb wie einen Hasen im Essig. Wie ein Hirschkäfer gepanzert muss man seyn, und lange Scheeren am Kopfe und einigen Gestank, um ihnen in die Augen zu pissen, und die heilsame innerliche Verachtung vor allem Aasgeruch. Meine Frau hat nicht üblen Vorschlag, künftig nur Manuskripte für Freunde durch Frohreich, ein Dutzend, zwey Dutzend zu drucken, dann kann man all das Volk aussperren nach Belieben, und bitten sie sich ein Exemplar zum Rezensiren aus, dann schlägt mans ihnen rund ab. Das gute Schaf allenfalls, das in den Jahrbüchern einiges Laub im Wintergarten abgebissen und gegessen hat, und prätendirt gut deutsch zu seyn, was es auch ist, kann allenfals über die Schulter hineinsehen. Die in Heidelberg müssen nach der Abreisse das scherzhafte Gemisch auch näher besehen haben und berochen und allerley darin gefunden von Hexenkram, Nadeln, Haare, Borsten, Nägel aus den Gedärmen eines unschuldigen Kindes, und mancherley aus ihrem Lebenslaufe womit sie schlecht gemacht werden sollten vor der Welt, ohnehin hat man sie mit der famösen noch einmal in der Literaturzeitung abgedruckten gleichenlosen Erklärung hintergangen und beschlichen[1]) und ihr gutmüthiges Herz damit gegen ihren Nebenmenschen verhärtet, genug sie scheinen ganz giftig und verbreit (sic!), meine Rezension des Wunderhorns lassen sie zwischen Thür und Angel, wie einen vorgefallenen Mastdarm im Steisse stecken. Ich habe ganz feyerlich mir eine Erklärung durch Zimmer bey der Redaktion darüber ausgebeten, kann aber nicht dazu gelangen. Denn unseliger Weisse ist mein mythologisches Werk nach und nach durch den Segen Gottes

1) ich weiss nicht, welche Erklärung Görres meint; von den die Fehde betreffenden Erklärungen der Jenaischen Litteratur-Zeitung des Jahres 1809 scheint mir keine recht zu passen.

um des frommen Bestrebens wegen bis zu etwa 40 Bogen angewachsen, und das Ende ist noch nicht sichtbar, das hat dem Verleger, der es seit kurzem erst entdeckt, den Athem versetzt, und der gutmüthige Man weis vor Schrecken keine Worte zu finden wie es scheint, um mir seinen Schrecken auszudrücken über die ewig lange Perspektive vom 22ten Bogen bis zum 40ten, und schweigt nun ganz stille, und giebt nicht an Tag was die Redakzion ihm aufgetragen. Creuzer aber ist eine Schlafmüze, und sitzt wie ich mir vorstelle, wieder voller Verdruss oben, und nakelicher Unruhe und Unzufriedenheit, und wagt nicht mir sie zu klagen, weil ich ihn über seine Holländische Geschichte einen Kindskopf gescholten habe. So stehen die Freunde alle mit langen Gesichtern im Kreise und nehmen Prisen, die verbitterten Feinde aber sind guter Dinge und quäken. Ihre Sünden stinken zum Himmel, es ist Zeit dass die Peitsche wieder knalle, nicht um das Ebenbild Gottes zu schimpfiren, sondern nur damit die Lust nicht ausgehe. Es gewährt mir unverwundbaren ein reines menschenfreundliches Vergnügen diesem Lumpenkram zuzusehen, der durch die inwohnenden Lause lebendig wird, die grosse Made die sezirt wieder kleine Maden und die wieder Mädchen geben, wie alles tanzt nach einer schlechten Fidel und dabey in guten Büchern liesst und in ausgeworfenem Speichel sich besäuft, und „Freude schöner Götterfunken“ dazu singt, dass einem die Haare zu Berge stehen, wenn man hört, auch die Todten sollen leben, und man alle Augenblicke meint, die kämen nun auch dazu und machten Gemeinschaft mit der Bettlerhochzeit ohne Braut. Mich verlangt sehr, ihnen wieder einen Verdruss anzuthun, ein Skrupel ist dabey wegen des Zeitverderbs, den ich gern durch einige Ueberredung weggeschafft hätte, man wird nach und nach so ernsthaft, dass man die Lust gar nicht mehr für ein Geschäfft hält und das Lachen für faullenzen. Es ist eine gar zu schöne Bosheit den Leuten inwendig ein klein Mäusslein zu zerquetschen und sie nun entspringen zu lassen mit dem Leibschaden, dass sie hingehen und emsig an ihrer Geschichte fortbauen aber alles nun etwas schief überhängt und grimassirt, und die Geschnittenen laufen und weissagen närrisch Zeug all ihr Leben lang ohne weiter unser Zuthun. Es ist freylich eine Art Todschlag, indessen habe ich auch die ersten Kuhpocken hier ins Land hineingebracht, und mit den geretteten Seelen will ich mich abkaufen. Der Plätscherkreis wird immer grösser, ich mogte auch die hineinziehen, die bisher klüglich still geschwiegen haben. Böttiger ist unter andern ein solcher Kandidat, wegen seiner politischen Niederträchtigkeit habe ich grosse Bosheit auf ihn während

dem Kriege eingefressen, Adam Müller muss gut von ihm zu sprechen wissen. Aber mein Gott, lieber Ariel, was haben wir nicht eine Menge unschuldiger Leute ins Verderben hineingerissen, es ist ein Zug zusammengeknebelter wie ehmals jener der Klubisten, als sie hier auf die Festung geführt wurden. Meinem Schwager, der immer mit gestäupt wird, habe ich schon einen grünen seidnen Beutel zur Satisfakzion stricken lassen, ich mögte den Andern Allen etwas Gutes und Liebes erzeigen, wenn ich nur an sie kommen könnte. Hier bey meinen etwas unkundigen Landsleuten muss ich dagegen wieder Alles verantworten, was die Romantik nur hervorgebracht, die Niobe, dass sie immer Gä statt Erde sagen,[1]) die Sprache erschweren, sich nicht an der Mythologie des Ovid genau halten u. s. w., was mir denn sehr empfindlich fällt. Ich habe gut sagen, ich hätte nicht dabey gesessen, und nichts gemacht, man behält mich als Geisel für Alle und lässt mich nicht aus der Haft entspringen, und ich muss geduldig harren, wenn der Witz überall von mir herabträufelt, den sie auf die neue Schule giessen. Das sind Sachen, die mir das Herz abfressen. Sonst glaube ich dass Wilken auf bestem Wege ist ein Klassiker zu werden, er hat wie mir Creuzer schreibt, in der Rezension des Wunderhorns eine Landesverderbliche Conspiration zwischen Verfasser, Verleger und Rezensent entdeckt, und darauf hat ihn als erste Spur eine eigenhändige Note des Autors unter das Konzept gebracht. So weiss ich doch nun, dass er die spitze Nase nicht umsonst hat, Böckh aber hat das entsetzlichste Hauskreutz, da eine neugenommene Frau nicht zu ihm ins Bett will, ich weiss nicht ob wegen allzugrossem Platonism oder allzugeringem Realism (vgl. 8, 76). So ist der gute Mann mitten im Drucke der neuen Ausgabe von sich selbst, die füglich noch zur Messe hätte kommen können, aufgehalten, und es ist zu befahren dass ihm noch andere vorspringen, und manke fehlerhafte Sachen geben, die ihm Papa rufen. Ich habe Maschinen in meinem Sinne dafür ausgedacht, die Kaltbrüchigkeit dieser Ehe zu heilen mit Schinen wie eine Beinbrüchigkeit, die mangelnde Verwandschaft wird am Ende durch ein drittes Aneignendes noch vermittelt werden müssen, allein dann ist die obige Gefahr zu befahren.

Das bringt natürlich auf Göthes Wahlverwandschaften. Ich habe mich gefreut über das Kunstwerk, wie man aus Stückchen Jugend die ins Alter hineinscheinen, ein Ganzes zusammensetzen kann, das aus

1) In der Niobe von Schütz, Berlin 1807, gleich auf der ersten Textseite: „als ird'scher Wechsel war die Frucht der Gä“, und: „in dem Bett der Gä vom Uranus gezeugt.“

einem Stücke nach purer Jugend aussieht. Das ist noch eine starkschlagende Ader, die Ottilien herausgeblutet hat, die verspricht hundert Jahre Leben, ein warmer Blutstrom treibt wundersame Werke und Kunstgestänge, und es quillt wie rother Wein oben für alles Volk, Eduard aber ist gleichsam der Ochs der zur Krönung der schönen Gestalt gebraten wird. Einiges mir fatale Beywerk ist auch dabey wie bei Wilhelm Meister, gefrorne Fensterblumen und wohl ausgesprizte Präparate. Ich kann mich gar nicht gewöhnen ans gemeine Leben in der Poesie, weit eher an die Poesie im Leben, es kömmt mir Manches blos wie gebohnt und nicht geschnizt vor. Gar sauber ist aufgeräumt, und jedes an seinem Ort, es sind keine Kinder in der Haushaltung die Alles durcheinanderwürfen, und kleine Tümpelchen hineinpissten, alles wie bey einem alten Junggesellen, wo eine gleichfals etwas bejahrte Jungfer Ordnung hält. Die allzu grosse Absichtlichkeit in allen Anlagen hat mich auch gestört. Kurz ich schneide nur Ottilie heraus und fasse sie in einen goldnen Rahmen, den Rest verehre ich Mad. Creuzer zum Christgeschenk, habe aber doch den grösten Respekt dafür, und weiss dass ich nichts dergleichen machen kann, gehe aber wieder im Wintergarten lieber mit meinen Stiefeln herum als auf diesem glatten Spiegel in Winterschuhen. Und er hat nichtsdestoweniger Recht, der Regenbogen kann mit seinen Füssen auf zwey Häuserdächern stehen, wo in einem Thee genommen wird, im andern eine Laxirung nebst Zwetschen und dem zugehörigen Kostüme, ich habs aber lieber auf einem blühenden Baum und einem grünen Berge. Es ist gar nicht wunderlich dass bey den Alten so was ohne Gefahr auf dem Leben stehen konnte und immer stand, weil das Leben da selbst, wenn auch von schlechtem Stein, gefällige Form hatte, bey uns aber hats aufs höchste Reichthum und Behaglichkeit, und darin haben die niederländischen Maler Alles rein ausgeschöpft.

Man hat hier versichern wollen, Clemens würde Professor der Kameralwissenschaft an Sukkows Stelle bey der jetzigen neuen Organisation, und wolle nebenbey Privatissima über die Heraldik lesen, ich mögte gern einige Auskunft darüber haben, da er selbst taubstumm geworden ist. An Zimmer habe ich geschrieben seinen Schreibkasten wegzurücken, es müssen sich dahinter mehrere Briefschaften finden, die ich ihm zu besorgen zugeschickt. Ich wähle daher jetzt den direkten Weg nach der Adresse die ich mir ehmals aus dem Freymüthigen gemerkt. Gott zum Gruss, die Meinigen sind Alle wohl und schlagen mit ein. G.

Zugleich schrieb Görres, wie er es in den Schlussworten andeutet, einen zweiten Brief an Clemens, der uns aber fehlt. Clemens' Antwortbrief liegt vor (8, 72). Er schlägt einen ausgelassen-humoristischen Ton an. Zwei grosse historisch-biographische Schreiben, die er inzwischen an Görres erlassen, seien demnach verloren. Er erzählt ihm von seinem Aufenthalt in Landshut und München. Wie er dann, auf der Reise zu Arnim, in Nürnberg bei Hegel, Schubert und Kanne gewesen, in Jena Goethe getroffen, in Halle Reichardt's und Steffens besucht, und von dort Wilhelm Grimm mit nach Berlin genommen habe, woselbst er seit August weile und zu bleiben gedenke. Er schildert Görres das litterarische Treiben Berlins, in das soeben Kleist eingetreten sei. Savigny werde auch kommen. Arnim und er sammelten jetzt Selbstbiographien aller Art, und schrieben ihre eigenen auf: „Ihr sollt das auch . . schreibt sie, lieber Görres!"

Diese Mahnung muss Arnim, in dem gleichzeitigen, verlorenen Briefe, noch dringlicher an Görres gerichtet haben. Er muss ihm, ausführlicher als Clemens (8, 78), über die „Gräfin Dolores" und über „Halle und Jerusalem", an denen er schrieb und druckte, berichtet, ihm auch die Zueignung von Halle und Jerusalem angetragen haben, die, als das Buch am Ende des Jahres 1810 erschien, lautete: „Seinen Freunden und Gevattern C. Brentano und J. Görres widmet dieses Trauerspiel in zwei Lustspielen zur Erinnerung guter und böser Tage in Heidelberg der Verfasser."

Inzwischen war nun auch bei Zimmer in Heidelberg Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt" in zwei Bänden fertig geworden, über deren unaufhörliches Anwachsen Görres selber Scherze genug gemacht hat. Das Werk war aus Vorlesungen in Heidelberg hervorgegangen. Die Idee, die Görres leitete, war, die Urpoesie der Menschheit an der Quelle zu schöpfen und ihren Fortstrom durch die Geschichte der Menschheit zu verfolgen. Er war von der Einheit aller mythischen Grundanschauungen bei allen Völkern überzeugt. Indem er in seinem Buche zuerst die hinterasiatischen, dann die vorderasiatischen Mythen behandelte, schuf er sich die Grundlage und die Vorstufen zu der Erfassung der germanischen und deutschen Mythenwelt, auf die als sein letztes Ziel er es abgesehen hatte. Von der deutschen Sage und Poesie nahm er eine Vorexistenz in asiatischer Urzeit an. In seiner Sprache ausgedrückt: Der Scheiterhaufen der Brynhild werde einst auf dem Caucasus gebrannt haben. Görres setzte aber das Deutsche nicht ohne Weiteres mit dem Asiatischen gleich. Es sollte vielmehr die Auf-

gabe einer neuen Arbeit sein, von der grossen allgemeinen Einheit aus nun erst das jeder Zeit und jedem Volke Eigentümliche, die Mannichfaltigkeit der Einheit gegenüber, zu erkennen und zur Darstellung zu bringen. So mündete seine Mythengeschichte in den Altnordischen und Altgermanischen Mythenvorrat aus. Wie waren doch diese Ideen, ohne dass es jetzt von ihm ausgesprochen würde, von Herder vorbereitet worden! Mit Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker, die gleichzeitig erschien, berührten sich Görres' Studien. Daher lautet Görres' Widmung seines Werkes: „Herrn Professor Creuzer und meinen ehmaligen Zuhörern in Heidelberg zugeeignet." All diese Dinge liegen dem Briefe vorauf, den Görres an Arnim sandte:

Koblenz am 11ten May 1810.

Just von Berlin her, Ostnordost kömmt der Wind geweht, meine Gedanken müssen stromaufwärts gehen, wollen sie zu Dir, lieber Ariel hingelangen, was denn, da der kontraire Wind schon so lange gedauert, im Vorbeygehen gesagt, auch ihre Abreisse so lange aufgehalten hat. Meine Nachtigallen werden stutzig ob diesem Zephyr, mein Citronenbaum betet zum Heiligen Servatius, dass er sein verschone; wir senden euch guten fruchtbaren Südwest, den Favonius, Gottes Athem, undankbar gebt ihr uns Gefrornes und ungebetene Refraichissemens zurück. Es muss doch was daran seyn an dem Geschrey über das norddeutsche Unwesen; geht meine Orangerie verloren, dann schlage ich mich auch zu den Appelsinen gegen die Teltauer Rüben, und schlage vor eine Mauer zu ziehen quer durch ganz Teutschland, und die Zinnen zu besetzen mit Landshuther Studenten, und alle Classiker zu euch herüberzudeportiren mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe. Die besten Früherbsen und Pfirschen und Sonetten und sonstige gute Sachen könnten wir ziehen an der Sonnenseite der Wand, ihr an der schattigen nichts als Champignons; die Zephire die zu euch durch wollten, müssten verzollen am Thore, von Nachtigallen wäre alle Ausfuhr prohibirt, sentimentale Reisende passirten ohne zu repassiren, die Poesie sässe oben auf dem Höchsten der Mauer und kehrte euch die posteriora zu, aber angemahlt von Kopf bis zu Füssen just als wärens die Anteriora, nur dass man an der tiefen Bauchsprache bemerkte, dass es nicht mit rechten Dingen zugehe. Das Alles jedoch für euch sauf le recours an Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, die euch wieder gute Worte geben müssen, um ein wenig warmen Wind und Leben und poetische Herzstärkung, wir aber verdankens niemand, sondern produziren Alles im Lande.

Meinem Briefe lege ich bey einen kleinen abgekürzten Anhang von zwey Alphabeten in zwey Bänden ein scherzhaftes Gemisch vom Heiligen, worin ich gesagt habe, was nicht wohl in diesen halben Bogen gehen will.[1]) Es handelt von Gott und seinem Gebot und lauter erbaulichen Dingen. Besonders ein schönes Magazin von wohlklingenden gutgesetzten Tauf und Zunamen ist darin angelegt, woraus eine ganze Kindbetternde Nazion sich versorgen könnte mit Wohllaut und guten Benennungen, was besonders Clemens sehr erfreuen wird, der an dergleichen sein besonderes Wohlgefallen hat. Ich selbst muss dem Himmel vor Allem danken, dass er mich das Ende hat finden lassen, denn die Sache war so intrikat, dass eine lange Zeit hindurch billig gezweyfelt werden musste, ob überhaupt auch nur eines auszufinden wäre, da man eben so gut Bücher wie Schrauben ohne Ende haben könnte. Der Faden läuft immer wie in römischen oder ägyptischen Katakomben fort, man steigt ein, der grosse Gang führt in kleinere, die in Nebengänge und und und, auf und nieder von einem Stockwerk zum andern Inschriften, Bilder, Krüge, Mumien alles durcheinander, dass das Inventarium in keines Menschen Leben geht, Licht und Salz muss man sich dabey selber auf eigene Kosten stellen. Nun habe ich mancherley Verschüttetes herausgegraben, ein freylich etwas schadhaft gewordenes Bild der alten Welt im Zustande wie jenes Basrelief des alten Rom oder wie die Mondlandschaften bey Schröter, oder wie Cuviers Skelette, manchmal auch wie die Rollen in Pompeji, ich habe wahrhaftig Bergmannslieder dabey gesungen, die indischen Palmenstämme und Betelblätter und Arekanüsse liegen wie überall bis in den nordischen Torf hinein, so auch aller Orten in der Geschichte zerstreut.

Nun trete ich damit vor Fräulein Dolores, und bitte die Gnädige damit vorlieb zu nehmen und das kauderwelsche Ding mit ihren schönen Augen sich vorzulesen. Sie wird nun auch ihren Kirchgang halten, seit sie nach ihrer Niederkunft mit sich selbst von sich selbst in unverletzter Jungfrauschaft empfangen, wieder ausgesegnet, aber ich glaube ihre Herablassung gegen das grosse Publikum wird ihr nicht von sonderlichem Nutzen seyn, da ihr Name schon für eine Satire gehalten wird. Ich aber habe ihr schon Quartier bereitet, bey mir soll sie ihr Gefängniss finden, und wenn alles sie verstiesse, aus meinem Bücherschranke heraus hat sie, wenn ich die Thüre öffne, die reizendste Aussicht in die schöne Natur, und bey übelm Wetter um sich her die gewählteste Gesellschaft von Romantikern und schöner Welt. Ich werde

1) „Bogen" d. h. Brief-Bogen; Görres legt seine Mythengeschichte bei.

mir alle ihre Drangsale zu Herzen nehmen, und bitte mir dafür Reciproca aus; so können wir zuletzt, wenn Alles mislingt, uns zusammen in unsere breite Schwerdter stürzen. Wir wollen uns auch immer einander dediziren, und uns einander immer zu Pathen nehmen, und rezensiren, und der Längstlebende soll den Andern im Nekrolog begraben.[1]) An der vorigen Dedikazion[2]) geb ich mein bescheiden Theil nicht heraus, so viel ich mir gleich damal schon davon genommen nämlich; den Grundton habe ich nie auf mich gedeutet, aber den Nachklang, den der Zufall mir zugewendet, habe ich sogleich in Besitz genommen und ich lasse ihn mir nicht wieder aus den Händen winden. Meine Raben flogen zur Rechten, es sind Othins Raben die am Himmel stehen, der Becher daneben ist der Helm, der Altar dabey das Kreuz, folglich ist die Szene am Himmel, und an Viele ausser uns Beyden ist das Wort gerichtet. Mein Buch habe ich Creuzern zugeschrieben, dem ältesten solid aussehenden Kindskopf den ich kenne, dann meinen Zuhörern, worunter auch, als Hospitant wenigstens, der Einsiedlerguardian, er mag sich also sein bescheiden Theil davon wiedernehmen. Halle und Jerusalem, Kochsalz und Asphalt nehme ich mit Danke an, und werde, wie gesagt, wieder meine Erkenntlichkeit bezeugen. Nur sage mir, wie Du mit den entsetzlichen Buchstaben so viele Bogen zusammenschriebst.[3]) Der alte Rolfink in Jena schrieb, wie ich lese, daumesdick, eine kleine Dissertation musste zur Druckerey gefahren werden, 40 Bogen Deiner Hand müssen auch Manneslast seyn. Bey mir war gerade die kontraire Klage, ich schickte Bogen wie Tapeten grandios mit der kleinsten Miniaturschrift beschrieben, so dass einer 5 gedruckte gab, und vier Setzer, wie Zimmer mir schriftlich jammerte, darüber das Weite suchten. Der Druck ist ein wahres miserables Duodez gegen dies Riesenabcbuch, woher es denn auch leider so fatal ausgefallen ist, dass ich in den zwey Bänden kaum zu Wort gekommen bin, und das Beste gar nicht vorbringen konnte. Sonst habe ich auch das Pikante dabey, dass ich um das Buch ansichtig zu werden, es herein schmuggeln muss, wie ein Verbotenes.

Für meine Lebensbeschreibung, von der Du sprichst, mag wohl Rath werden, nur noch nicht. Ich habe mit Astronomie angefangen, dann machte ich Entdeckungsreisen in Afrika, dann setzte ich das Land

1) Was Görres wirklich, nach Arnim's Tode, gethan hat.
2) Des Wintergartens (oben S. 126).
3) Dies und das Folgende scherzhafte Bemerkungen über Arnim's sehr grosse und Görres' sehr kleine Schriftzüge.

in Aufruhr, dann bin ich Professor geworden, und dann habe ich Kinder bekommen, dann bau ich mein Haus, schreibe mein Leben, mache mein Testament und gehe ab. Man hat allerley von sich zu geben, die ganze Welt die man verschluckt hat, wie die Kinder die Winde die sie plagen, ehe man zu dem kleinen Persönchen kömmt, das in der Mitte emsig sitzt und spinnt. Hätte ich Buch gehalten wie ein Kaufmann fleisig und ordentlich über Alles von Tage zu Tage, das wäre ein sehr wichtiges Buch für mich und die Welt, wohl auch beynahe Alles was zu erleben ist habe ich so ziemlich mit erlebt, Alles ist mir durch Kopf und Leib und Leben gezogen, und ich habe es auf meine Weisse aufgenommen. Könnte ichs wieder geben, das wäre etwas, aber liederlich wie ich bin, und gar nicht geizig auf Geld wie auf Geldeswerth habe ich Alles nur im Resultat behalten, das Meiste vom Erlebten und Erdachten habe ich vergessen, Vieles kann ich nicht sagen aus innerlicher Scheu, Vieles ist noch Fragment und muss erst in der andern Hälfte meines Lebens ergänzt werden, Alles was ich jedoch weiss gäbe ein ganz angenehmes und interessantes Buch, weil ich das ernsthafteste wohl verschwiege, was doch so nothwendig ergänzender Theil des Ganzen ist, dass ich nicht weiss wie daran vorbey zu kommen, wenn ich eine würklich lyrische und nicht blos epische Biographie schreiben wollte. Ich werde daran denken, wenns letzte Drittheil anfängt. Für jetzt bin ich recht wohl, alle meine Crisen habe ich durchgelaufen, die letzte war in Heidelberg eine periodische täglich zwey Stunden nach der Kulmination der Sonne wie Ebbe und Fluth wiederkehrende leichte Verfinsterung oder vielmehr Verneblung die gegen Abend aufzog und nicht niederfiel, und darum am folgenden Tage immer wiederkehrte. Das habe ich nun herausgearbeitet, und geschwitzt und gekakt, und nun ist mir vollkommen wohl, geh nun hin und thu desgleichen. Meine Frau ist wohl, so gut es bey der fortdauernden Nachtunruhe von Patchen möglich ist. Die kleine braune Hexe kömmt eben herauf mir ihre neue braune Schürze zeigen, und trägt mir in aller Geschwindigkeit ein halb Dutzend Gläschen mit chemischen Spezereyen fort. Sie soll Dir selbst eigenhändig schreiben. [1]) *Guten Morgen, lieber Pathe in Preussenland, besuch mich bald, ich bin recht perfekt geworden, strecke die Zunge nicht mehr heraus, zische statt zu reden, trinke Wein und Brantewein, kann schreyen wie ein Bär, und heisse wie die Kayserin*

Marie Louise.

1) Das cursiv Gedruckte ist von des Kindes Hand, die Görres führt, hingeschrieben.



Die andern Kinder sind gleichfals wohl und schiessen auf wie jung Strauchwerk, und fressen in der theueren Zeit, dass es Gott erbarmen möge. Sie reden noch öfters von Dir und würden Dich wiederkennen. Wir grüssen Dich Alle herzlich, gehabe Dich wohl!

Görres.

Mit diesem Schreiben kreuzte sich Arnim's Sendung vom 28. Mai 1810 (8, 103): „Lieber Görres! Anbei mein Roman. Nimm ihn aus alter Freundschaft auf; er enthält manches, ich wünsche, dass es Dir gefalle.“ Es war dies in dem politischen Sinne gemeint, in welchem auch Adam Müller und die übrigen Berliner Romantiker die Gräfin Dolores willkommen hiessen. Das Emporsteigen, Sündigwerden und Sichreinigen der vom Zeitgeist vernichteten Gräfin Dolores ist in christlich-romantische Lebensluft gestellt, und insofern, wie Halle und Jerusalem, ein bewusster Gegensatz zu den „classischen“ Romanen, selbst denen Goethe's. Arnim schrieb an Görres kurz und abspringend; er stehe im Begriff, mit Brentano, Savigny entgegen, nach Böhmen zu reisen. Im Juni sah er dort Bettina mit den Ihrigen wieder.

Nach Berlin zurückgekehrt, empfing Arnim folgenden Brief von Görres:

Koblenz am 2ten July 1810.

Ich habe, lieber Arnim, Dein Buch jetzt von der Messe erhalten, und danke Dir dafür. Noch habe ichs nicht gelesen, ich habe es aber in den acht Tagen herumgegeben in meiner Bekanntschaft, um Dich loben zu hören, und würklich musst Dus diesmal getroffen haben, Alle preisen Dich und das junge Kälbchen einstimmig, ich streiche das Lob ein als Dein Cassirer, und werde was ich en detail eingenommen, Dir en gros versiren, zuletzt aber erst mit meiner Schuldigkeit mich einstellen. Wo Du vorbeygehst im Leben fangen die dürren Bäume an zu grünen und die grünen zu blühen und Dir nachzuwachsen, die Vögel singen und fliegen Dir nach, selbst die brünstigen Katzen mauen melodisch und ziehen hinterdrein, am Ende machst Du einen grossen Strauss aus dem ganzen, in dem all das musikalische Gethier sich einnistelt, und die Realschulbuchhandlung[1]) wird das Sträussermädchen, das die Einsiedlergärtchen feil bietet. Ich musste lachen, wenn ich in einzelnen Fragmenten, die ich hörte, gewahr wurde, wie Du Anekdoten und Begegnisse am Wege alle aufhebst, wie der Herr Jesus das Hufeisen, und sie wie Steine hinter Dich wirfst, und dann Menschen daraus werden, die sich wie ein Negersclaventransport alle mit Stricken und

1) wo, bei Reimer in Berlin, die Dolores erschienen war.

Gabeln aneinanderknebeln, und sich Dir wie ein Drachenschweif anhängen, mit dem Du dann immer höher ad astra steigst. Das ist die wahre Selbstbiographie, ein verhextes verzaubertes Leben, ein Schlittschuhlaufen mit solcher Geschwindigkeit, dass der Fluss unter den Füssen schmilzt und die Wiesen am Ufer grünen, die Bretter und die Balken in den Wänden errinnern sich dabey dass sie einmal grün gewesen sind, und solltest Du einmal ins Fegfeuer hinein zum Braten verurtheilt werden, ich glaube die Flammen legten sich Dir auch als zahme Bestien zu Füssen und liessen sich in Vogelkörbe einsperren. Clemens hat diese poetische Schlangenbeschwörung auch, nur auf etwas andere Weisse, er übt sie mehr mündlich und im Leben aus, und hat immer alle Taschen voll Eyer, NachtigallenEyer und Basilisken, Kröten, Grasmücken, Rothkehlchen, Heher und Sperber, und wo er irgend eine Glucke brütend sitzen findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die Wilden und den Wilden die zahmen, und wenn die ausgebrannt haben, und mit Schrecken die wunderliche Kreaturen, doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor, und mögten sich im Aerger selbst auffressen. Dabey stochert er sich mit dem Zahnstocher ganz ruhig die Zähne, und sieht verwundert der Jagd zu, oder niest sein Lied dazu. So seyd Ihr zusammen Kastor und Pollux, wo die Leute Euch auf ihrer Segelstange erblicken, ahnden sie ein bevorstehendes Ungewitter und legen bey mit eingezogenen Segeln, und darum sagte auch Jacobi in München zu Boisserée „ist da der Brentano gekommen, und der wird auch noch den Arnim ins Land bringen, und dann haben wir die Bescheerung“. Von mir sprach er nichts, ein Beweis in welchem guten Credite ich im Auslande stehe. Von Bettine, die sich ihm wie eine Schlange um die Füsse gewickelt, hatte der alte Mann auch grosse Ungemächlichkeit, weil er gar nicht versichert war, ob gleich wie die Vögelweibchen nicht zu singen pflegen, so auch die Weibchen in dieser Familie keine Giftzähne führen. Drum legt Euch auf ein besseres Gott gefälliges Leben, Du insbesondere schreibe einmal ein ernsthaftes Traktätlein für Dein Pathchen, worin Du ihr die Unanständigkeit des Kneipens und Kratzens, des Barfusslaufens, und des Hinlegens mit blossem Hintern und aufgerichteten strampelnden Beinen recht einleuchtend und herzerschütternd und dabey populär und begreiflich für ihre zarte Jugend, also ohne Einmischung aller philosophischen Kunstworte zeigst, das wird Dich bey verständigen Menschen mehr fördern als zehn Bände Roman, die doch nichts sind als ein Pakt tausend Ellen langer Schneidermase, die man an allerley Leute ange-

legt, und mit denen man ihre Proportionen genommen, über Buckel und krumme und gerade Beine herüber, um sie in Marmor darnach auszuführen, in dem kostbaren Steine, wies die Natur aus Dreck und feuchtem Schlamm gemacht. Dann ists gottlos mit Gott selbst in solchen Büchern in Wettkampf sich einzulassen, und die Sachen besser machen zu wollen wie er, Ihr werdet darum noch geschunden werden, und die Bälge werden als blauer Fuchspelz an die Höfe verkauft. Ich merke eben dass ich gar viele Schreibfehler in diesem Briefe mache, woraus ich sehr betrübt auf ein höchlich geschwächtes Gedächtniss meiner Faust schliesse, lasse ihr doch von Hufeland, den Ihr ja bey Euch habt, etwas restaurirendes verschreiben. Zum Danke für das gefälligst besorgte Rezept, will ich mit der geheilten Faust sogleich eine Rezension schreiben:

Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores, ein Roman von A. v. Arnim.

In der bekannten mystischen Haarkräuslermanier des Verfassers erhalten wir hier einen neuen Roman in zwey Bänden. Alles was wir schon gähnend einmal in der verschollenen Einsiedlerzeitung gelesen haben, der Dichtergarten, Ring, das scherzhafte Gemisch, die Briefe der Mohrin, werden hier von neuem aufgewärmt, nur dass die dort vermissten musikalischen Kompositionen hier mit obeneingegeben werden. Die Dornenkrone auf der Titelvignette ist wahrscheinlich seinen Lesern bestimmt, der Rosenkranz seinem Verleger, der Verf. hätte noch den bitteren Leidenskelch hinzufügen sollen und den Schwamm mit Essig und Galle getränkt, den wir hier ergänzend und berichtigend ihm hinreichen wollen. Der päpstliche Kammerhusar, der eine so grosse Rolle in dem Buche spielt, soll wie wir vernehmen ein abgedankter Bedienter des Verfassers von phlegmatischem Temperamente seyn. Die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Psychologen hat er gleichfalls auf eine sehr undelikate Weisse hineingebracht. Seine besten Freunde hat er mit allerley boshaften Anspielungen blos gegeben. Wir warnen jedermann vor dem Ankaufe des theueren Buches, und rathen dem Verfasser, vom Romanschreiben abzustehen, und lieber wieder das Reisebarometer, die Elektrisirmaschine, die galvanische Batterie, und den magnetischen Stahl vorzunehmen. —

So weit das Morgenblatt. Ich will nun für jetzt ablassen von Dir und Deinem Buche, und zu andern Dingen übergehen. Fürs erste will ich Dir ankündigen, dass Du zusammt den Landsmanschaften nahe von

Heidelberg relegirt worden wärest. Wilken und Thibaut in grosser Kostüm sind mit dem förmlichen Antrage bey der Redaktion der Jahrbücher vorträglich eingekommen, Dich auszuschliessen, wie ich glaube wegen Blödsinn und um des Mangels an natürlichem Talente willen, womit Du ihr Blatt verunziertest. Die Veranlassung war Euere Erklärung um meine inhaftirte Rezension des Wunderhornes zu befreyen.[1]) Der Vorschlag ist indessen nicht durchgegangen, da auch Böckh Deiner sich annahm, und Du bist mithin in Gnaden beybehalten. Ich werde daraus sehen, ob Du Dich über dergleichen noch ärgerst, wenn Du aufhörst, die Leute mit Deinen Beyträgen zu ängstigen, mich kann dergleichen erst recht hitzig machen, ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Spott[2]) als Gott zu Liebe. Der Arrest der Rezension hängt daher auch weit tiefer zusammen als Du meynst, es ist die eiserne Maske, ein Staatsgefangener, man darf nicht wohl davon sprechen. Du magst mit Deinem Patriotism sagen was Du willst, ich kann mir Teutschland unter keinem passendern Bilde däuken, als dem alten des Schafkäses von den Maden halbzerfressen, und auf das Bajonett eines Franzosen aufgespiesst. Ueber jeden Zeitungsartikel der aus euerem Lande kömmt, ärgere ich mich von neuem, es ist als wenn die Gesindestube aufgienge, und Qualm und Biergesang einem entgegendampfte. Ich komme nicht zu euch lesen, bis ihr euch besser aufführt. All das bischen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter, und bekömmt denn auch wie Seume das böse Wesen in die Därme, woran es bald stirbt, und in der Sulze gleich auch sein Grabmal findet. Aus eurer Universität kann leicht einiges werden, aber so blos wie sie da steht in dem Flugsande, gehalten von nichts rund um, ist sie auch nur so ein Almanach mit glatten Bildern und gutem saubern

1) Arnim und Brentano hatten von Berlin aus, unter dem 1. März 1810, im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung Nr. 21 und der Heidelberger Jahrbücher Nr. 11 die Fortführung des Wunderhorns angekündigt und bei einer Musterung der bisher erschienenen Rezensionen bemerkt: „eine andere (Rezension) in den heidelberger Jahrbüchern, die uns vollkommen zu verstehen schien und manches Lehrreiche hoffen liess, ist mit der Einleitung abgebrochen worden und unbeendigt geblieben.“ Und weiter zur Jenaer Rezension, von welcher im Folgenden die Rede ist: „das ernstliche Bemühen des Rezensenten, sich in das Litterarische hineinzuarbeiten, verdient alles Lob, ein paar Nachweisungen über den früheren Abdruck von Liedern sind uns lieb; wenn er sich noch ein paar Jahre fleissig mit dem Gegenstande beschäftigt, wird er vielleicht anders darüber urtheilen; zu einer Sammlung in unserer Gesinnung gehört überhaupt mehr, als er zu ahnden scheint.“

2) In der Handschrift steht etwa „Spritz“, die mittleren Buchstaben des Wortes unsicher und nicht bestimmbar; wohl einer der von Görres selbst bemerkten Schreibfehler.

Drucke, aber nur geltend für ein Jahr. Dabey wird die Sache in Teutschland, durch allerley Niederträchtigkeit immer verzauster. So sehe ich aus dem letzten Hefte des Jasons das ich einmal wieder gelesen habe, wie der Streit zwischen Romantikern und Klassikern jetzt politisch geworden, Adam Müller und ihr Preussen alle und was sonst Gallizismen nicht liebt, sind die Karfunkler, der rheinische Bund aber klassisch. Es ist eine klägliche Misere um diese teutschen Oppositionsmänner. Müllers Staatsbuch habe ich noch nicht gesehen, es muss wohl etwas daran seyn, da es schon ziemlich angefeindet wird. Glöckle ist noch immer in Rom, er ist sehr fleissig gewesen, aber sein Vater will nicht länger Geld hergeben. Ich habe schon bey vielen Buchhändlern um Römermonate und Kammerzieler für ihn gebettelt, aber ohne grossen Erfolg. Ich lasse indessen den Lohengrin hier drucken, 8000 Verse recht zierlich und geschickt von Wolfram von Eschilbach ausgearbeitet, dabey wie ein klarer Hohlspiegel den Geist der fernen Zeit wieder herbeyziehend, überhaupt ein recht sehr interessantes Gedicht. Dieterichs Flucht zu den Hunnen an poetischem Verdienst nicht damit zu vergleichen, aber nicht ohne Historisches habe ich an von der Hagen für sein Museum abgegeben.[1]) Die Entdeckung des Alphart interessirt mich, ich mögte gern etwas Näheres davon wissen, v. d. Hagen habe übersetzt ein Fragment erhalten (8, 104), was heisst das? ist es denn welsch geschrieben? Die Rezension des Wunderhorns soll nun auch endlich gedruckt werden, ich habe ihr noch einige vatikanische Lieder beygefügt. Ich habe wohl aus Eurer Erklärung vermuthet, v. d. Hagen habe die Rezension des Wunderhorns in der Jenaer gemacht, die ich übrigens so wenig wie die meiner Volksbücher gesehen habe. Creuzern habe ich geschrieben, dass er durch Böckh Deine Dolores Jeanpaul zur Rezension zuweisse, damit das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen, nicht wieder hineingeräth. Seyd Ihr auf Eurer Reisse durch Weimar gekommen[2]), dann habt Ihr wohl den Dom der Kölner bey Göthe gesehen, es ist recht brav und fleissig ausgeführt, es hat mir aber doch beym Anblick geschienen, als sey der ganze gothische Kunstgeschmack vor seiner völligen Durchbildung von der Zeit überrascht und vernichtet worden. Somit gehabe Dich wohl und behalte mich lieb.

Görres.

Die Einlage für Brentano hatte ich meinem vorigen Briefe zur Messe nachgeschickt, sie kommt aber zufällig zurück, darum schliesse ich sie hier ein.

1) nicht dort mehr erschienen.

2) was nicht geschah.

Es kamen jetzt für Arnim Monate angeregter politischer und litterarischer Bethätigung. Hardenberg ging mit seinen Reformgesetzen vor, gegen die Arnim, Schulter an Schulter mit Heinrich von Kleist, Adam Müller und anderen Freunden, Stellung nahm. Ihr publicistisches Organ waren die Berliner Abendblätter, die vom 1. Oktober 1810 ab erschienen. An diesen arbeitete Arnim eifrig mit. Daneben förderte er seine begonnenen grösseren Werke. Am 4. December 1810 — wenn dieses Datum richtig ist — sandte er Halle und Jerusalem (8, 158) mit einem kurzen Billet an Görres ab. Alles Politische gehe in Berlin schlecht, aber der Universität gehe es gut. Görres möge kommen. Alle Freundschaft könne in einem Moment Zögerung so kalt werden, wie das wärmste Essen in einer Stunde. Er wolle ihn daher nicht mit solchen Versicherungen bewirten, die ganz ausdrückten, was er in diesem Augenblicke für ihn und die Seinigen fühle.

Für „Halle und Jerusalem" hatte Arnim eine alte, von Andreas Gryphius schon behandelte italienische Novelle wieder verwendet. Aber die Tendenz, in der es Arnim that, war eine ganz moderne, romantische. Er schildert Halle, wie er aus eigner studentischer Erfahrung und Erinnerung es vermochte. Aber auch anderswo erlebte Züge hat er in dies Zeitbild eingetragen. Wir finden ihn, seine Freunde, selbst Goethe darin gezeichnet; Professoren und Studenten, Bürger und Philister, Juden und Wucherer; fröhlichen Jugendmut und sittliches Elend. Auch in Halle lässt Arnim die handelnden Personen schuldig werden. Welche Erhebung giebt es aus der Sünde aber? Nur die, die in Jerusalem einst für die Christenheit verkündigt worden war. Dahin reisen in romantisch-phantastischem Pilgerzuge die Reuigen, in Leid und Schmerzen sich bewährend. Darum nannte Arnim diese Dichtung: Halle und Jerusalem. Empfangen wir nun den Reflex der Dichtung aus Görres' Seele, der nicht in Allem einverstanden war und Arnim auch das ihm oft vorgeworfene allzu freie Schalten mit den historischen Thatsachen verargte. Arnim's Billet ging vielleicht zunächst an Zimmer nach Heidelberg (8, 163), und von da mit dem Werke zu Görres nach Koblenz. Görres schrieb:

Koblenz am 25ten April 1811.

Sehr wohl gemacht, sehr gut gemacht, fahr er nur weiter fort Herr Urian! Ich habe mir Halle und Jerusalem eben vorlesen lassen, weil so all das Deinige sich am besten ausnimmt, und habe mich gewundert, was des Menschen Geist eine reiche Schatzkammer ist, und wie der Herr Dich sehr gesegnet mit Heerden und Kamelen und Gold

und Silber, und Wildpret und hellem Himmel und Sonnenschein. Du bist wie in dem Kupferstich in der Bibel, ich weiss nicht bey welcher Parabel, der Mann der in der Mütze da steht, unter lauter Geldsäkken, während an der Wand Schüsseln und schöne Gefässe und Becher bis an die Decke aufgeschichtet stehen, Du wirfst Deine Worte aus wie Blumensamen, und der steigt in die Höhe und geht über den Wolken auf, und da hast Du Dein Carthausergärtchen neben den besten der Congregation des Heiligen Bruno angelegt, und ziehst rare Sachen, die die Sterne auskochen und destilliren. Kocht etwas über und fällt auf die Erde, dann haben wir andere Menschenkinder Frühling wie jetzt eben. In der That freut michs täglich mehr wie das transzendentale überfliegerische Teutschland über dem andern mit jedem Tage mehr fertig gezimmert wird und ausmöblirt, dass man darin wohnen kann und sich darin aufhalten all sein Lebenlang. Es ist einem sehr tröstlich, dass man eine solche Zuflucht hat und ein sicheres Stipendium, wenn die Sohlen durchgegangen sind, und man das eindringende Wasser verspüren thut. Ists einmal fertig, kein Huisser kann mehr eine contrainte par corps exequiren, stehen sie da und passen auf, um den Insolventen zu greifen, dann thut er nur einen Satz auf den Fersen, und gleich ist er oben mitten drinne, zum Erstaunen der ungeflügelten Justiziare, die nicht einmal einen Steckbrief nachschicken können. In der That, Du hast ein sehr gutes Buch gemacht, und hast mich sehr geehrt, dass Du mir es zugeeignet, ich bin verzagt geworden beym Lesen, ob ich Dir es wiedervergelten kann, das Beste was ich in Jahr und Tag mache, soll dafür Dir angehören, wenn Dus magst. Den zweyten Deiner Zwillinge, den Blonden, Frommen will ich für mich behalten, und ihn vertreten gegen jedermänniglich, das andere Angesicht, das gottlose Weltkind der Erstgebohrne soll Clemens heissen, da er ein so guter Schläger ist, so wirds nicht Noth mit ihm haben in der Welt. Er gefällt allgemein, hiessige Studenten, obgleich nur von der apanagirten Nebenbranche, haben sich in der kurzen Zeit schon sehr an ihm ergötzt, nach dem heiligen Grabe aber hat noch keiner mitzuziehen Lust bezeigt. In der That ist gegen dieses Halle auch gar nichts einzuwenden, es ist der Tabor der Studenten, die Frau Gevatterinn sitzt unten und hat Fastenbretzel feil, oben glorifizirt Cardenio, allüberall Bursche und Göthe und Schläger. Olympie hast Du besonders sehr schön und gut gezeichnet, eine kleine (drey Fauste kleiner als ihr Name) schöne, ruhige, sehr liebliche Gestalt, ihr Wesen wie dreymal durchlautert Gold, ihre Seele wie ein heller Wassertropfen in klarem durchsichtigen Cristall, alles an

ihr in zarter Linie eingebogen, alles schön wie der Mund geschlossen, sie hat mich gar sehr gefreut. Du hast Dich gut bey ihr zusammengenommen, dass alle Farben in dem Bilde statt zu brilliren wie bey Cardenio sich vielmehr zusammendrängen, und Wohlgefallen die Beschauer wieder zu dem Bilde drängt. Cardenio ist dagegen aus gutem Stahl zum blanken Schwerdt geschmiedet, das zuletzt vom Blitz getroffen in Flammen aufgeht und sich verzehrt. Mit dem Philosophen bist Du übel umgesprungen, Friess und Wagner werden jeder für sich Dir darüber erbossen und sich gemeint glauben, obgleich der erste keinen kurzen dicken Hals hat, und der andere die Offenbarungen nicht wegdisputirt [1]). In allem Lumpenvolk bist Du kapital, die Judenszene ist ganz vortrefflich, nur hat michs verdrossen, dass Du nicht geschrieben Räiss nit Mutter, ich räiss u. s. w. statt reiss. Das Schreizweh, und die sechse, und das Gespäs und viel desgleichen sind mindestens des Juden Wechsel werth [2]). Der Spektakel vor Celindens Fenster ist wieder gut. Was soll ich aber Alles Stück vor Stück durchs Maul ziehen, ich sage Dir, es hat mir Alles wohlgefallen, ganz unbestochen, was Du auch wieder wissen musst, ich bin bey gar nichts angestossen, am Ende dünkte mich es könnte mit der Abreisse Cardenios und Celindens aus seyn, was man Dir wohl auch schon mehr als einmal gesagt haben wird. Das Eine und das Folgende ist mir dabey erstaunlich lang, ganz in perspektivischer Täuschung vorgekommen, weil die Begebenheiten sich so drängen, und so rasch einander folgen, das ist eine Art Langeweile, die Dir wohlgefallen muss.

Ueber Halle werden die Stimmen wenig getheilt seyn, Jerusalem aber wird mehr Widerspruch erwecken. Die Ernsten werden sagen, ein Altarblatt, das zu einem Kulissenstück gemahlt sey, wäre ungeziemend, die spielenden werden sich an dem Ernst ärgern der im Spiele liegt, und besonders in der Verdammniss der neupoetischen Religion liegt. Soviele die sich neu überredet, oder darin ergeben, Religion sey Poesie, werden wieder irre, sie haben schon die Stufen neue, neueste, allerneuste eingehauen, und sollen nun noch eine andere steigen, für die ihnen alle Namen ausgegangen und beynahe der Athem. Ich will gar nicht von

---

1) Fries und Wagner beide in Heidelberg, vom letzteren war vorhin die Rede; in Halle und Jerusalem erscheint „der Philosoph Wagner".

2) Die Juden-Scenen im 5. bis 9. Auftritt des zweiten Aufzuges von Halle und Jerusalem; die „Sechse" bezieht sich darauf, dass Nathan für ein Wechselchen 9 Procent verlangt und sich damit beruhigt, der liebe Gott sehe von oben die 9 blos für eine 6 an.

den neuen Heiden reden, die den Mittelpunkt der Welt, den ersten Meridian nicht nach Jerusalem oder Greenwich sondern nach Delphos setzen, und das Christenthum verachten, weil es die Liebe zum Weltprinzip gemacht, und die Reflexion gebracht mit den Hosen, gegen die Doktor Faust so sehr geeifert, und mehr Anderes, denen wirst Du nun vollends ein Greuel seyn, sie würden lieber mit Wagner am Teufelsdreck ersticken, als mit Cardenio in der Kutte sich begraben lassen. Rechne von dieser Seite auf keine Barmherzigkeit, derjenigen aber die all dergleichen nicht irrt, und die Gott anbeten unter allen Gestalten, sind nicht viele. Unsere Kunst ist wie ein botanischer Garten, unsere Kritiker wie Insekten in dem Garten, jede Pflanze hat ihre Eigenen die sich allein an ihr erlaben, Du wirst wohl auch Deine Läuse bekommen, wärst Du von Apuntienart, es wäre zu hoffen dass jene Scharrlach gäben. Deine Weisse, lebendigen umhergehenden Menschen noch einen ganzen blühenden poetischen Mandelbaum, wie jenem Spanier den Dorn in die Brust einzuimpfen und über den Kopf ihm seinen eignen Ferger, parsisch zu reden, schwebend anzubinden, die in Jerusalem wieder recht in ihrer Glorie ist, hat mich hier und dort geirrt. Es kann freylich dergleichen der Poesie nicht untersagt werden, kann der Mahler im Portrait idealisiren, dann auch der Dichter in ganzer Figur, aber die Kunst hat doch ihren guten Grund gehabt, warum sie bisher nur selten von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Ein wirklicher lebender Mensch wiegt seine anderthalb Centner, denke Dir wie viel poetisches Gas Du aufwenden musst, bis er auf Deinen Morgen und Abendröthen herumspazieren kann, ein todter Schatten aber braucht so zu sagen nichts, Du kannst ihn mit einem Hauche bewegen. So liegt der lahme einäugige Nelson in Deinem Wintergarten immer noch wie Bley, ohngeachtet Du ein Dutzend Adler vorgespannt. Jeder öffentliche Charakter hat sich uns in die Seele geschnitten in einer ganz bestimmten Form, wir leidens nicht, dass diese uns aufgelöst werde im poetischen Alkahest, weil der Mensch durch sein Leben selbst wiederstrebt, und durch sein beharrliches Daseyn jede Täuschung die sich ansetzen mögte, zu nichte macht. Ich weiss wohl, Du willst eindringender werden in die Zeit, indem Du sie selbst umsetzest in Deine Poesie und aus ihrem Munde zu ihren Ohren sprichst, und Du gewinnst auch wieder unläugbar dadurch von manchen Seiten, andrerseits aber büsest Du das Gewonnene wieder ein, da die Würklichkeit, die Du so nahe gerückt, Deine Dichtung immer Lügen straft, und wie gut und schön und ernst Du auch gesprochen, Dein Ernst wird doch verdächtig, weil die Welt Dirs leicht nachweisen kann, dass Du das

Wahre und das Wahrscheinliche mit gleichem Ernst behandelt, und jenes diesem aufgeopfert hast. Es kömmt Dir gut zu statten, dass der Continent so eng geschlossen ist, die Douanenlinie macht schon eher so eine Art poetischer Illusion möglich, sonst mögte es wohl sich einmal fügen, dass Sidney Smith im römischen König da oder dort einmal abstiege und Wirth und Keller bey gehöriger Untersuchung und Du selber auch nicht eine Ader vom Poetischen fände. Unter meinen tausend Projekten, die ich wohl schon gemacht, und die alle Kind und Kindeskinder bis ins zwanzigste Glied nicht ausführen mögten, ist auch eines gewesen ganz nahe verwandt mit dem was Du hier, besser als ich gekonnt, dargestellt. Ich hatte mich geärgert am Titan, und (mit Deiner Erlaubniss seys gesagt) am Wilhelm Meister, dass sie so miserabel ausgehen, dass man den Ballon, den man über den Wolken gesehen, immer mehr und mehr sinken, und endlich durch den Koth rutschen sieht, wo ihn die Bauern mit den Mistgabeln und Dreschflegeln empfangen. Albano ist in diesem Augenblicke in Paris, und gratulirt zum jungen Prinzen, Meister hat freylich wieder frischen Gäscht entbunden, und wird nach Italien gehen, er hat aber auch seit zwanzig Jahren Zeit gehabt, die Wirthschaft zu bestellen, dass die darüber nicht untergeht. Wie gesagt ich ärgerte mich daran, und wollte lieber eine Himmelfahrt im Eliaswagen machen. Der Roman sollte in den mittleren Jahrhunderten spielen, ich wollte auch das Studentenwesen in Prag, Cöln, Paris und Bologna hereinbringen, die Mystiker der damaligen Zeit, eine Liebschaft mit der Heiligen Catharina von Siena, zuletzt sollte es auch durch die Mahlerey zum heiligen Lande gehen, wo die Kreutzzüge noch nachklangen, und die Kirche nicht verbrannt war, und die Pilger nicht rar, und nicht über Athen dahin zogen. Der Jude sollte auch dabey seyn, und die drey Könige wiederkehren, und ihr Stern das Kind wiederbringen, und der Stern am Ende auch die ganze Erscheinung mit hinauf zum Himmel nehmen. Ich glaube dass dieser Plan weniger nahe der Zeit, ihr doch näher gekommen wäre, und die Dichtung sich ihr glaublicher gemacht hätte, eben weil sie an so viel Stehendes, Historisches sich angelehnt, und was davon untergegangen ist, eben der Phantasie Freyheit gelassen hätte mit ihren Perspektiven auszufüllen. Es ist mir würklich als dürften wir das Poetische unserer Zeit den Urenkeln nicht vorwegnehmen, da uns so viele Jahrhunderte rückwärts geöffnet sind. Freylich was ganz von heute ist in Deinem Buche, und in dessen Behandlung Du grosse Meisterschaft und Liebe zeigst, liesse sich nicht in die andere Weisse legen, und darum auch ist mir Dein Buch lieb wie es da ist ohne Vor-

behalt, die Poesie hat Morgen, Kulmination und Abend. Jede Gegenwart als Endlichkeit zwischen zwey Unendlichkeiten ist beschränkt und arm und eng und darum unpoetisch, betrachtet aber als die blosse Gränze zweyer Unendlichkeiten wird sie selbst wieder in Beyde aufgenommen, und daher Gegenstand der Kunst, und so weisst Du immer sie zu nehmen. Das Komische in Jerusalem ist gut, wie das im Oktavianus, das Ernste würdig, in vielem hast Du die alte Legende erreicht. Nur bey der Haremsszene bin ich angestossen, sie hat europäischen Kümmelgeschmack, und hat mich an den mir aus Grund der Seele fatalen goldnen Spiegel Wielands und ähnliche feiste Orientalismen von Anton Wall errinnert. Was Du von Göthe in dem Buche sagst, muss ihn wohl erfreuen, er hat Keinen in Teutschland, ders treuer mit ihm meynt. Was hat er denn zu Jerusalem gesagt, seine Liebhaberey ists doch wohl schwerlich? Du hattest sonst wohl recht als Du schriebest, die Schüssel die du mir dampfend hinstellest, mögte geronnen und erkaltet seyn, ehe sie nur zu mir gelangte. Vor Wintersanfang hast Du das Buch abgeschickt, und nach Frühlingsanfang ist es erst zu mir gekommen. Daran ist wohl zum Theil Zimmer schuld, mit dem ich in dergleichen Besorgungen sehr unzufrieden bin. Inzwischen ist mir unter andern auch das lieb, dass man bey Dir sicher sein kann, dass Du trotz so langer Verzögerung nicht auf arge Gedanken kömmst. Was sie sonst über Deine Arbeiten salbadern, davon erfahre ich wenig, da mir ausser den Jahrbüchern, und die spät genug, sonst beynahe nichts vorkömmt.

Ueber Deine Dolores, von der ich Dir noch besondere Rechenschaft schuldig bin, die ich Dir geben werde, wenn ich sie nächstens noch einmal gelesen habe, habe ich eine Rezension darin gelesen, die Dich gefreut haben wird; ich habe sie in manchem meine eigene Arbeit, etwa im Schlafe niedergeschrieben geglaubt, bis mich einzelne kleine Minenzüge doch errinnert, dass es ein Anderer sey.[1]) Sie haben übrigens die Rezension noch ins nachgelieferte Heft des vorigen Jahrgangs hineingethan, um ja den angefangnen neuen miserabeln nicht damit zu verderben.

Man schreibt mir eben, dass Du am eilften vorigen Monaths Hochzeit gemacht, Du kannst glauben, dass ich sicher an dem Tage wenigstens einmal an Dich gedacht habe. Nimm meine besten Wünsche in Dein neues Leben über, soviele Blüthen als der gegenwärtige Frühling zeigt, soviel Früchte als er verspricht. Du hast in der That eine

1) Von Bettina und Wilhelm Grimm, über deren Anteilschaft ich 1899 in Bd. 31 der Zeitschrift für deutsche Philologie berichtet habe.

schöne Zeit zum Werk getroffen, und das ist zuverlässig nicht ohne Vorbedeutung. Aber zwey Gewitter schon sind seit jenem Tag über uns vorbeygezogen, hast Du deren auch gehabt, dann hast Du doch wohl aufgepasst, sie kommen nach der alten Hausregel alle aus demselben Striche. Wunsch und Gruss für Deine Frau musst Du ihr selber überbringen, und ihr dabey Stand und Herkunft expliziren, da sie mich gar nicht kennt.

Was sonst die Meinigen betrifft, so sind wir Alle wohl, Dein Pathchen ist ziemlich gross geworden, macht sich aber nur wenig aus mir, es sagt sein Vater sey verloren, im Wasssr ersoffen, und es brauche keinen Anderen mehr. Meine Familie hat sich übrigens um zwölf Vögel zwey Distelfinken, zwei Zeisige, zwey Dompfaffen, zwei Canarienvögel, zwey Stockfinken und zwey Buchfinken vermehrt, die mir nun zusammen nebst den Kindern ein mörderlich Geschrey um den Kopf machen. In all dem Lärm habe ich in Jahr und Tag Persisch gelernt, und das so ernsthaft, dass ich alle Tage den Schah Nameh des Ferdusi erwarte, und mit seinen 60 000 Versen bis gegen den Winter zu Stande zu seyn gedenke. Weiter habe ich die Zeit meine Mathematik, Differenzialrechnung inclusive wieder aufgefrischt, in der Mechanik viel gethan, viel über das Licht experimentirt, die Studien zu meinem Mythenbuche fortgesetzt, über Naturrecht gelesen, und sonst meine Stunden gegeben, meinen grossen Garten selbst und allein umgearbeitet, also wie Du siehst nicht auf der Bärenhaut gelegen, und doch fürchte ich wachsen die Sachen mir alle über den Kopf zusammen, ich muss siebenzig Jahre bey gutem Verstande alt werden, wenns was werden soll. Nächsten Winter denke ich nach Göttingen zu gehen, wenn ich das Geld dazu auftreibe, um mich einmal einer guten Bibliothek zu nähern. Dann mache ich wohl auch einen Sprung zu euch hinüber, mich freuts dass eure Universität so wohl gedeiht, wäre die Armuth nicht, bey dem jetzigen guten Willen und der Bescheidenheit könnte was Vortreffliches werden, Alles gefällt mir darinn wohl, weil so wenig Lärm damit gemacht wird. Das Inaugurationsgedicht von Clemens[1]) hat mir wohl gefallen, ob er sich gleich dabey mehr als gewöhnlich besonnen zu haben scheint. Ohne Göthes Nachahmer zu seyn, kömmt er ihm doch in der Art und Weisse unter allen am nächsten. Was treibt er denn,

1) Die Cantate auf die feierliche Eröffnung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810, die aber in Wirklichkeit nicht stattgefunden hat: sieh Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe S. 301 f.

ich höre nichts von ihm, und Du schreibst mir nichts, er selber gar nichts, meinen Dir eingeschlossenen Brief hat er doch wohl erhalten? ist er denn wirklich Professor, oder hats ihm Zschokke nur so angehängt, niemand wills glauben. Grüsse mir ihn viel und gut, er soll mir schreiben, sonst lass ich ihn auch laden.[1])

Zum Schlusse muss ich Dir noch sagen, wie ich in Halle und Jerusalem Dich gleich auf den ersten Blick mit vielem Vergnügen darin wieder erkannt, dass vorn unter den spielenden Personen Lysander gänzlich fehlt.[2]) Druckfehler waren sonst leider nicht viele aufzutreiben.

Und so lebe denn wohl, und mache Dirs wohl, und behalte mich lieb wie ich Dich lieb behalte von ganzem Herzen.

Görres.

Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls, dass sich auch mit diesem Schreiben ein Brief Arnim's, vom 14. April 1811, kreuzte (8, 195). Er erzählte Görres, wie er sich mit Bettina verheiratet habe; lud ihn abermals auf ein halbes Jahr, um Vorlesungen zu halten, zu sich nach Berlin ein; und kündigte ihm an, er gedenke, nun Bettina sein sei, noch diesen Sommer mit ihr alle geliebten Wege und Höhen des Rheins wieder zu besuchen.

Die Reise wurde im August 1811 angetreten. In Weimar feierten sie Goethe's Geburtstag mit und schieden in Unmut und Verdruss mit Goethe's Frau. Es war schon tief in den September hinein, als sie in Frankfurt eintrafen, und wenn sie den herrlichen Herbst dieses Jahres am Rheine geniessen wollten, dann war es Zeit, in Eile dahin aufzubrechen. Die Familie Brentano besass ein Weingut zu Winkel unterm Johannesberg. Wie im Sommer 1808, bestieg jetzt wieder Arnim an Bettinens Seite den kleinen Tempel auf dem Niederwald. Alles so vertraut, und doch ganz anders geworden. Zum ersten Male trennte sich hier Arnim auf ein paar Tage von seiner jungen Frau und fuhr lustig nach Koblenz zu Görres hinunter. Er traf nun leider Görres' Frau und die Kinder an der Ruhr erkrankt, so dass die Unterhaltung beider Freunde nach so langer Trennung, insbesondere die Gänge ins Freie sehr gehindert wurden. „Aber es mehrte“ — ich entnehme dies einem ungedruckten Briefe Arnim's an Grimm's — „meine Achtung gegen den herrlichen

1) In Zschokke's Miscellen für die neueste Weltkunde (1811, S. 138) war in einer Berliner Correspondenz von Clemens als dem „Professor Brentano“ fälschlich die Rede gewesen.

2) Dies stimmt, ist auch im Neudruck der Sämtlichen Werke so verblieben.

Menschen, der sich mitten unter solchen Störungen, von niemand begleitet, so entfernten Studien ergeben kann, und die Niederträchtigkeit der Literatoren gegen ihn fiel mir bitter in den Geschmack; auch hätte ich gewünscht, Göthe nicht über Görres gehört zu haben, was ich aber natürlich dem Görres verschwieg und ihn vielmehr so fröhlich wie möglich mit allem bekannt zu machen suchte, wo ich ihn anerkannt gefunden hatte. Die Heidelberger Jahrbücher hatten sich vor kurzem wieder an ihn gewendet (8, 219) und er hatte eine Rezension von Jean Pauls sämtlichen Schriften verfasst. Noch arbeitet er an einem Werk über die christlichen Mythen, er sprach sehr genügend über die Berührung zwischen den christlichen Mythen und Indien, über die verschiedenen Evangelisten u. s. w." Görres war damals also mit einer Fortführung seiner Mythengeschichte beschäftigt. Es stimmt dies Alles zu dem, was Arnim über Görres auch an Clemens Brentano (S. 290) schrieb. So wohnte Arnim ein paar Tage in Görres' Nähe. Der Komet leuchtete hell hernieder, wenn Arnim Nachts, weil die Brücke nicht mehr abging, auf einem Nachen über den schwarzen Rhein nach Thal Ehrenbreitstein hinüberfuhr, wo er aus Mangel an Pässen sein Nachtquartier genommen hatte. Mit herzlicher Ungeduld kehrte Arnim am 12. Oktober 1811 zu seiner Frau nach Frankfurt zurück; und ein kurzes Empfehlungsschreiben, das er Tags darauf einem jungen Bekannten mitgab (8, 254), war das erste, rasche Lebenszeichen seit der Trennung von dem Freunde.

Görres' Jean Paul-Rezension erschien im Jahrgang 1811 der Heidelberger Jahrbücher. Wie sie im Ganzen die Neigung der Heidelberger Romantiker für Jean Paul zum Ausdruck brachte, so liess sie auch Görres' eigene Stimmungen aus jenen Tagen deutlich durchblicken. Görres empfand Goethe gegenüber, dessen Ueberlegenheit er keinen Augenblick in Zweifel zog, doch das Trennende mehr als Arnim. Bei Goethe war es ebenso. Es stimmte zwischen ihm und Görres nie. In der Jean Paul-Rezension (S. 1237) spricht Görres von dem sicheren inneren Takt, von dem zarten berührsamen Nervengeist, dem sicheren unbetrüglichen Gefühl des Rechten und Schönen, kurz des ästhetischen Gewissens, und fährt fort: „Von dieser Seite darf Jean Paul sich mit jedem, auch dem besten Dichter messen, und keiner übertrifft ihn in jener schönen hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmasse, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls" — das ging natürlich gegen Goethe! Weiter heisst es (S. 1239): „Es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, dass er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt,

eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes, immer so wohlthuend und tröstlich gewesen ist." Wer empfände nicht, dass Achim von Arnim hier von Görres gemeint sei.

Im November machte Arnim einen neuen Ausflug: eine Woche in Heidelberg, fünf Tage in Strassburg, dann noch einen Tag wieder in Heidelberg, und zurück nach Frankfurt. In Strassburg hatte er litterarische Absichten, die sich nicht erfüllten. Görres erfuhr dies zunächst von Zimmer und Creuzer (8, 257). Dann aber, in näherer Ausführung von Arnim selber, durch einen Brief, der aus Görres' Nachlass nicht wieder aufgetaucht ist, über dessen Inhalt Görres' Antwort uns aber Aufschlüsse gewährt.

Das Wichtige sind Görres' politische Selbstbekenntnisse. Man bedenke, wie die preussischen Patrioten in Berlin, zu denen Arnim gehörte, damals ihre politische Stellung nahmen. Als Kriegspartei forderten sie den Entscheidungskampf gegen Napoleon; als alte konservativ-feudale Grundbesitzerpartei suchten sie dem Eindringen revolutionär-französischer Ideen in die innere Verwaltung Preussens zu wehren. Es war nicht anders möglich, als dass diese Dinge jetzt zwischen den beiden Freunden zur Sprache kamen. Görres wurde, so oft es seinen Gegnern bequem war, als Jakobiner ausgegeben und verdächtigt. Die publizistischen Schriften seiner Jünglingsjahre: das „Rothe Blatt" und der „Rübezahl", auch noch die „Resultate meiner Sendung nach Paris", die kaum mehr als ein Jahrzehnt zurücklagen, konnten jeden Augenblick als Beweis dafür hervorgelangt werden. In glühendem Freiheitstaumel hatte Görres damals die Pfaffen- und Herrenwirtschaft in den Rheinlanden mit beseitigen helfen, und als sittlicher Idealist in der Erklärung der Menschenrechte, der Aufrichtung der Republik, der Lostrennung des linken Rheinufers vom abgestorbenen Reichskörper das künftige Heil erblickt, bis ihm die Augen darüber aufgingen, was der aus solchen Idealen thatsächlich herausentwickelte Imperialismus eines Bonaparte zu bedeuten habe. Görres war jetzt der schärfste Gegner Napoleon's und seiner Machtgelüste, in Deutschland wie in Spanien. Er stand jetzt genau so wie die Berliner Patrioten und wie Arnim. Und trotzdem beschäftigte sich Görres mit der Möglichkeit, der Fortsetzung seiner Studien wegen überhaupt nach Paris zu gehen, ein Plan, aus dem in der Folge doch nichts wurde. Den Gang der politischen Entwickelung bei Görres zu beobachten, mochte für Arnim etwas höchst Anziehendes und Reizvolles haben. Er nahm — wahrscheinlich in Strassburg — die Gelegenheit

wahr, Görres' Jugendschriften durchzulesen. Was er darüber an Görres schrieb, gab die Anregung zu der Rückäusserung des nachfolgenden Briefes; es ist vielleicht das früheste, aber nicht das einzige Mal, dass Görres zu Selbsterklärungen über sein erstes politisches Auftreten sich genötigt sah:

Koblenz am 18ten Jänner 1812.

Ich schreibe Dir schnell, lieber Arnim, auf Deinen Brief, weil ich hoffe, dass der Meinige Dich noch in Frankfurt antrifft, gerade die Ungewissheit, ob dahin oder nach Berlin, hat mich abgehalten, früher Dir einen Brief nachzuschicken. Ich hätte wohl gewollt, dass Du bis zum Frühjahr oben geblieben, und mich dann noch einmal besucht hättest zusammt Deinem Buben, den ich wohl eben so gern wie den König von Rom sehen mögte. Wenns aber nun ein Mädchen wird, dann wärs freylich besser gewesen dass es statt guten Weines reichliches Oel gegeben hätte. Du musst es jetzt beynahe wissen können, ich weiss nicht ob ich Dir meine physiologischen Zeichen, woraus schon im vierten Monath zu sehen ist, gesagt habe. Schreibe mirs doch gleich, wenns ans Tageslicht kömmt, bey jedem Glase neuen Wein denk ich daran, der Jahrgang ist gar zu gut, und der Boden auch, es kann nichts Schlechtes gewachsen seyn.

Dass Du meinen Rübezahl gelesen, ist mir lieb. Ich hätte Dir ihn recht wohl geben können, wenn ich ihn gehabt hätte, aber nicht vielen Andern. Wozu Du und ich in aller Gutmüthigkeit lachen, weil Du in Deiner allgemeinen Billigkeit, und ich in meiner Ueberzeugung wissen, dass der Grund gut ist, das würden die meisten mit hochmüthiger Ironie ansehen und sich gescheidt dünken dass manches Thörigte von ihnen nicht gedruckt ist. Ich kenne noch ganz genau meine damalige Stimmung, und weiss dass sie gerade so viel werth war wie meine gegenwärtige, ohne alle Welterfahrung, ohne Geschichte, wusste ich recht gut was ich wollte, in meiner Gesinnung war kein Makel, ich habe mich über gar nichts zu schämen, mir gar nichts vorzuwerfen, ich würde jetzt in ähnlichen Fällen Manches gescheidter anfangen, aber redlicher und wohlmeynender niemal. Allerley Unbeholfenes, Ungeschicktes und Beschränktes ist in dem ganzen Wesen, aber tüchtig wars in seiner Art, und hätten alle so gearbeitet, Teutschland wäre nicht in der Erniedrigung wie jetzt; das Ganze war eigentlich ein bürgerlicher Krieg mit den Franzosen in ihrer eigenen Taktik, und vom Äussern ausser dem Umfang hauptsächlich dadurch verschieden, dass ich nie geschlagen wurde. Ich will Dir nun auch mein politisches Testa-

ment nach meiner Rückkunft von Paris mit dem nächsten Postwagen schicken. Bis auf einige Blätter könnte ichs wohl jetzt noch schreiben, wie ich beym Durchlesen vor einiger Zeit gefunden habe. Lass Dirs nachschicken, wenn Du weg bist. Was meine damaligen Mitarbeiter betrifft, so waren gerade nur die schwächsten, die sich mit diesem gewissermassen Literärischen abgeben konnten, es war sonst viel Tüchtiges dabey, meine Stimmung war die herrschende, und niemal wäre es zu solchen Dingen, wie bey den Franzosen gekommen. Ich kenne nicht das Strassburger Buch, aber ich muss Dich doch warnen, nicht zu unbedingt darauf zu vertrauen. Diese Sachen sind von den sogenannten Moderantisten, diesem lauen Fischfleischgeschlechte, das immer bey jeder heftigen Anstrengung der menschlichen Natur zusammenläuft, wie Schleimsäfte bey Verwundungen, was denn freylich eine gute Naturveranstaltung ist, weil alle Extreme einmal nicht für unsere Erde sind. Diese Jakobinergreuel sind doch nichts als einmal ein akuter Anfall in das ewige chronische Uebel der Welt, diese zahmen Sünden sind doch unter allen die widerwärtigsten. Die bessern Jakobiner wie Danton und Andere hatte keine andere Sünde, als dass sie etwas ernsthaft wollten, die schlechtern waren nichts als leichtsinnige Franzosen, der Haufen schwamm nach, und ersoff zum Theil. Jene Gemäsigten sind gerade die Schreyer auch in der teutschen Literatur, Du weisst wie viel Glauben eine Geschichte von diesem Packe geschrieben, verdienen würde. Jetzt in Spanien lassen sie sich ohne Murren zu Tausenden hinmetzeln zu ganz gemeinen Zwecken[1]), wenn die Idee aber von ein paar Berauschten gehandhabt in der Guillotine ein paar Dutzende frass, dann erheben sie gross Geschrey. Wer nicht mitgespielt, kann kaum ein sicheres Urtheil gewinnen, weil die Leidenschaft alles verdreht hat. Dass Deine Prophezeyung[2]) übrigens auf gutem Grunde ruht, kann ich am besten wissen, denn ich sehe gar nicht ein wie ich mitten unter Franzosen je einer ihres gleichen im Guten wie im Bösen werden kann, sie müssten mich erst verkuppeln und durch ein halb Dutzend Generationen durchlaufen lassen. Aber das kann ich schon wieder nicht leiden, dass meine Mädchen Franzosen heyrathen sollten, und das liesse sich doch gleich z. B. beym

---

1) Es klingt dies an eine Stelle des Rothen Blattes (19. Februar 1798) an, wo Görres sarkastisch als zu verkaufen anbietet: „12000 Stück Menschenvieh, vortrefflich dressirt, können hauen, schiessen, stechen, rechts- und linksum machen. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahin gebracht, dass sie sich für ihren Herrn todtschiessen lassen, ohne nur dabei zu murren."

2) Offenbar: Görres werde sich in Paris nie heimisch fühlen.

Leben in Frankreich nicht vermeiden. Doch habe ich mich nach langem Streite nach Abwägung aller für und wieder, doch schon seit geraumer Zeit für Paris entschieden. Meine Zeit ist gemessen, soll etwas geschehen, dann muss ich mich der Werkzeuge bemeistern, die Bänder von vielen sind dort, und man muss den Franzosen schon als Zugabe schlucken. Höflich sind sie ja auch, und man braucht sich eben nicht mit ihnen kopuliren zu lassen. Wie den Teutschen der politische Apparat der Franzosen Noth thäte, wenn sie es zu etwas bringen sollten, so müssen sie auch ihren wissenschaftlichen Apparat haben, wenn die Freyheit der Gesinnung etwas Lebendiges werden soll. So fehlts an meinem Willen nicht mehr, wies bisher der Fall war, ob aber die Umstände sich fügen werden, ist eine andere Frage. In diesem Lande ist das Interesse so viel, und ⟨......, dass es⟩ kaum im äussersten Winkel Platz hat. Die Teutschen ohnehin sind ⟨... nichts⟩ als eine Art von Buschbritten, und bloss dass ihre Sachen so wenig praktisch, ⟨.. sicher ..⟩ vor Verfolgung. Sonst sind die Leute dort im Einzelnen billiger und neidloser als die Teutschen, und gefälliger vor Allem. Ich denke nächster Tage an Humbold zu schreiben, er ist ja auch aus dem tollen Lande, und muss mit seinen Landsleuten halten. Wenn Du jemand in Berlin kennst, der mit ihm in genaueren Verhältnissen steht, dann lass ihm doch wegen mir ein paar gute Worte schreiben.

Dass Dir meine Rezensionen nicht misfallen, ist mir lieb gewesen. Bey Dalberg hat die Eine (über dessen Meteor-Cultus) ihren Zweck erreicht, er ist in heilsames Feuer gerathen, und will kein Geld und keine Mühe sparen zum Zwecke, wie ich schriftlich von ihm gesehen habe (8, 276). Bey Jean Paul dachte ich an die lange Herabwürdigung die er erfahren, an seine Ehrlichkeit, und an den elenden Botenlohn, der den Besten gereicht wird, und den kalten, faden Rezensionsschleim, mit dem Alles bekrochen wird. Dass Dir die Rezension nicht ganz zusagt, ist theils ihre Schuld, der Anfang z. B. hat mir selbst durchaus misfallen, indessen hatte ich doch zu viel Zeit schon an die Sache gewendet, als dass ich sie noch einmal hätte umschreiben können. Dann aber hast Du auch Einiges gegen Jean Paul, über das ich Dich zu fragen schon mehrmal vergessen habe. In der That lass Dich nicht durch Aeusserlichkeiten stören, die mir nun nie etwas sind, und lies einmal seine Schriften, mitten unter dem Schutte einer eingestürzten Bibliothek hat er Schloss und Garten und wohnt wie ein Sylphe und die schweinsledernen Bücher kommen einem am Ende wie helle Sterne vor. Ich kanns gar nicht leiden, dass Du auch unter denen bist, die ihn nicht gelesen.

Deine Nachrichten über Heidelberg habe ich gerne gelesen, schreibe mir auch wie Du Berlin wiederfindest. Obgleich ich auch an Creuzer das fatale unstäte Zucken und die ewige Nakeley nicht leiden kann, so halte ich doch Wilken für falsch, ob je was rechtes aus ihm herauskömmt, daran kann man wohl nur aus allgemeiner Menschenliebe glauben, er ist zu eingebildet. Aber was er in der Bibliothek gethan, daran glaube ich gern, das und viel Aehnliches ist sein Fach, und von der Seite ist Heidelberg zu enge für ihn. Dass unter den Studenten einiges ist, kann einen wohl auch erfreuen, immer wird die wahre Zeit doch wie mit Chronometern von Einigen erhalten, dass man weiss, wo man in der Welt daran ist.

In meinem Hausse hättest Du, wärst Du diesmal gekommen alles besser in Ordnung gefunden, die bösen Geister sind vertrieben, meine Frau ist wieder wohl und grüsst Dich. Die Kinder haben sich auch wieder herausgefressen, Dein Pathchen bringt mir mit langer Schnauze ein Kussmaul für Dich wies sagt. Seinen Tyrolern hats bald alle Köpfe abgeschlagen, es will sie aber tagtäglich geleimt haben. Sonst zeigt es sich als einen treuen Anhänger von seinem Pathen, weils die Hälfte der Lieder im Anhange vom Wunderhorn beynahe auswendig kann. So reisse nun wohl und glücklich, zum neuen Jahre will ich Dir nur die Fortsetzung des alten wünschen, behalte mich lieb, und schreibe mir bald.

Görres.

Arnim nahm seinen Heimweg über Kassel zu Grimm's und traf im Februar 1812 wieder in Berlin ein. Hier bereiteten sich schon die grossen Ereignisse des russisch-französischen Krieges vor. Die Patrioten von der preussischen Kriegspartei traten trauernd zur Seite, oder wer von ihnen Offizier war und seinen preussischen Degen für keinen Napoleon ziehen wollte, nahm den Abschied, um in den russischen Regimentern gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Arnim hielt sich still zurück. Den Umgang seiner nächsten Berliner Freunde, Kleist, Adam Müller, Brentano, die nicht mehr da waren, musste er entbehren. In dem stillen Gartenhause, das er mit seiner jungen Frau bewohnte, baute er sich sein eignes, der Welt entferntes Lebens- und Arbeitsheim. Und hier vollendete er seine Ausgabe der Vier Novellen, die, am Rhein und Main entstanden, er den Freunden Görres und Grimm schon in Koblenz und Kassel vorgelesen hatte: den Brüdern Grimm sind sie daher auch zugeeignet.

Diese Vier Novellen werden heute noch gelesen, so dass sie als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Nur wenige Bemerkungen sind im Hinblick auf das Folgende nötig. In die erste Novelle, Isabella oder Karl's des Fünften Jugendliebe, hat Arnim die Romantik des Zigeunerlebens mit Spuck und Wurzelmännchen hineingearbeitet. In der zweiten beruht das Geheimnisvolle auf der wunderbaren Aufopferung der Araberin Melük Maria Blainville für ihre Freunde. Im glücklichen Färber Golno und der prächtigen Lehne gab er, in der dritten Novelle, die wohlgelungenen Personen eines thätig-bürgerlichen Sittengemäldes. Die vierte Novelle, Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer, behandelt das Sichwiederfinden von Sohn und Mutter, die getrennt waren.

Die Novellen gelangten an Grimm's nach Kassel und von ihnen in Arnim's Auftrage ein Exemplar zu Görres. Wilhelm schrieb dazu an Görres (8, 315): „Die lebendige Begeisterung, die wahrhaft treue Poesie, sein reiner Styl wird nicht leicht von einem Aufrichtigen verkannt werden, mir ist auch das individuelle darin recht eigentlich lieb und zusagend, und darum kehr ich immer gern zu Arnim's Dichtungen zurück. Der ersten Erzählung gönn ich auch den ersten Platz, er hat sie uns schon vorgelesen, und viele recht herrlich erfundene ganz originelle Situationen stehen mir lebendig vor dem Herzen. Oft fängt er mit einem charakteristischen ganz heimlichen Leben im Walde, in Felsen an, und in dieser schönen Begrenzung tritt alles nah, klar und ergreifend vor uns hin; dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann aber thun sich alle verborgenen Thüren auf und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und grosses an jene knüpft". Freilich erliege Arnim der aus einem gewissen Reichtum springenden Gefahr, den Strom seiner Poesie, an dessen Ufer man behaglich hingehe, unbeschränkt zu einem Weltmeer werden zu lassen, dem man nicht folgen könne: „So hätte ich gewettet, die Geschichte der Isabella wäre zu Ende, wo sie Nachts herabspringt aus dem Fenster und zu den Ihrigen zurückkehrt". So könne er sich den Färber Golno kaum vor den Augen behalten, bei dem das Ueberspringen in neue Verhältnisse am meisten auffalle, wohl aber die drei liebreichen Schwestern, vor allen Lehnchen, die wieder vortrefflich sei. Lauter feine Bemerkungen, mit denen Görres sich in seiner Antwort an Wilhelm Grimm (8, 329) grösstenteils einverstanden erklären konnte. Arnim achte allerdings zu wenig die Regeln der Perspektive in seiner Komposition:

„Sonst ist Alles in dem Buche wohl gemacht, und es steht da wie ein herrlicher blühender und fruchtbarer Baum, den die Vögel weit über Meer hin kennen, und zu dem sie hingezogen kommen“. Zu Arnim selber sprach sich Görres in dem folgendem Briefe aus:

Koblenz am 10ten Juny 1812.

Ich habe lange nichts gehört von Dir und Deinem Kinde, die paar Worte in Deinen Erzählungen

Und ein Jahr ist so vergangen
Und ein Kind, von Dir empfangen,
Zeigt des Jahres liebreich Bild:
Grosser Gott, wie bist Du mild!

hast Du im Herbste niedergeschrieben, ich kann also nichts daraus nehmen [1]). Sonst bist Du so vergnügt darin, wäre Uebermuth dabey, dann könnte man Böses fürchten, das ist aber auch nicht, die Zeit aber ist vorüber, und so bin ich nur in unbestimmter Sorge, und weiss nicht was ich denken soll, darum schreibe mir wies steht. Sonst wirst Du wohl gar angenehmen Zeitvertreib haben mit Kanonen und Bajonetten und Trommeln und Allem was man so in die Trophäen zusammenbindet, und die Zerstreuung ist Dir wohl zu gönnen bey Deinem gegenwärtigen sitzenden Leben in Vergleich mit früheren Wandeljahren. Ich glaube würklich, dass meine werthen Landsleute mit dem, was sie hiessigem Boden vertragen, am Ende noch euern Sand fruchtbar machen werden. Auch lese ich die drey Prozente eben in den Zeitungen, schöne Dividenden aus dem Kompagniehandel mit dem Vaterland in französischer Waare gezogen: mich würden sie freylich nicht sehr drücken, was ich ohne Hochmuth sagen kann.

Deine Erzählungen habe ich, wie Du aus dem Anfange schon sehen kannst erhalten, und wie Du denken magst mit viel Lust und Ergözlichkeit gelesen. Ein sehr angenehmes Männchen hast Du unter dem Galgen hervorgescharrt, man muss sagen, dass noch kein Klassiker an diesem Orte nach Poesie gegraben, obgleich der Galgen mit den drey Füssen ein prächtiger Molossus ist. Die Erzählung ist bis auf einige kleine Astlöcher über die Maassen wohl gemacht, meist lauter erlogenes Volk geht darin herum, und doch spricht man mit ihnen, und erkundigt sich, und sieht sie an und nimmt Theil an ihnen, als wärs etwas. Ich glaube würklich dass auch einmal eine Zeit gewesen ist, wo die Natur

1) Die Verse, die gemeint sind, habe ich aus Arnim's Erzählungen oben in den Brief eingesetzt.

solchen Muthwillen getrieben hat, und dass unter irgend einem Bergzug eine ganze Rumpelkammer solcher komischen Masken, und Capita der Hanswurstphilosophie vergraben liegt, die einmal zur Verzweyflung der Systematiker aufgegraben wird, es wird sehr schön seyn wenn wir so die Puppen der ernsten Matrone einmal zu sehen bekommen. All das verzweifelte Volk hat also in der Lederhose beysammengelegen, und wird zu jetziger Zeit herausgelassen, ich wundere mich nur immer dass sich nicht irgend einmal jemand darauf gesetzt, und etwa vor dem schönen vielstimmigen Gequicke erschrocken aufgefahren ist wie vom musikalischen Stuhl, und wies so lange gut gethan in dem engen Behälter, und wie so mancherley sehr honette Leute der Graf, Olympie und einige andere mit vielen Landstreichern zurecht gekommen sind. Ich muss sagen, dass wenn alle Deine Leute mit Dir einst heulend zur Leiche gehen, kein ärger Spektakel je erhört seyn wird, auf das die Leute weit und breit wie zur Krönung zusammenlaufen. Sitzest Du aber unter ihnen, dann ists die Versuchung des heiligen Antonius[1]), und Du musst nicht beten können, ja nicht einmal recht fluchen. Unterdessen fahren immer wieder neue Krüglein mit aparten Bänchen und Henkeln von der Töpferscheibe, und tanzen fort um die Scheibe, wie Du im machen sie gelehrt. Ich muss dabey lachen, wenn ich denke wie Du lachend sitzest, und die schwarzen Fäden spinnst, und wie Dein Lachen in die paar Tropfen Tinte fährt, und sie in die allerliebsten Klexe auseinanderschlägt. Im Ernsthaften machst Du aber auch ein ehrenvest Gesicht, da kömmts Dir wohl zu statten, dass Du nahe an die sechs Füsse missest.

Die Araberin ist sehr gut, nur in der Erzählung der Einschlag von anderer Materie als der Aufzug, und es ist in alten Gesetzbüchern schon verboten, zweyerley zu einem Zeug zu wählen, weil eins das Andere aufreibt.

Auch Cosmus, der am Anfang sich meisterlich anzukündigen weiss, schlägt gegen das Ende etwas um, der berühmte Mann in Heidelberg wird Dir übrigens seinen Dank zu bezeugen wissen auf die schon bekannte Weisse[2]).

---

1) Auch in der Einsiedlerzeitung benutzt.

2) Der „berühmte Mann in Heidelberg" ist Voss, und Görres bezieht sich auf die folgende Stelle bei Arnim (Werke 1, 398), wo „ein berühmter Mann, den sie (die aus Heidelberg Fliehenden) kennen gelernt hatten, ihnen (als sie vor dem schönen Kreuze am Thore dankbar beteten) in den Weg trat, und Vorwürfe machte, wie sie Götzenbilder aus Steinen anbeten könnten; auch war es dem Manne nicht recht, dass sie dem Hannes eine Livree mit Tressen gegeben hätten, weil er das für aristokratische Auszeichnung hielt". „Auf die schon bekannte Weise" bedeutet: im Morgenblatt.

Im Färber hat der heilige Geist einige Tage zu kurz gebrütet, und zuletzt aus Ungeduld das Ey in etwas aufgepickt. Der Stoff mag für Deine Natur etwas widerbellend seyn, doch hast Du ihn recht wohl bezwungen, und die Lehne besonders ist recht gut gelungen, und kann Deinem andern poetischen Volke die Hausshaltung führen. Alles zusammen ist ein sehr guter Wurf, denn Du wirfst ganz eigentlich, und mich verlangt nur wieder, wo Du jetzt mit trächtig gehst. Könntest Du soviel schaffen, als ich im Jahre lese, ich stellte wahrhaftig meine Arbeit ein, und hörte immer nur Deinen Narrenteudungen zu. Winkelmann beschenkst Du (Werke 1, 371) nach gewohnter Weisse wieder im Grabe mit einem Söhnchen, ein altes Orakel sagte bey ähnlicher Gelegenheit, der Nehmer habe Brod in den kalten Ofen geschoben, Du aber bringst es gar vollkommen gebacken heraus. Deine geheimen Denkwürdigkeiten von Karl dem Fünften ergänzen auch recht schön Schlegels Vorlesungen über ihn, nur durch das verfluchte Männlein hast Du Deiner Glaubwürdigkeit etwas weniges Abbruch gethan.

Du rühmst in dem Buche die Trauben vom vorigen Jahre so sehr, dass sie verschämt unter dem grünen Laube hervorgesehen ist ein recht gutes Bild, dass Du sie aber hernach aufgefressen doch auch sehr kannibalisch. Aber hast Du denn auch von dem Weine daraus in Deinem fatalen Land getrunken? Du kannst glauben, sämmtliche Rheinländer haben Ehre davon und ich trage solchen ungeheuchelten Respekt davor, dass ich, wo er mir vorkömmt, mich so in ihn vertiefe, dass er selbst bey all seinem grossen Geiste doch ganz seicht wird, ich wünsche mir keinen Keller voll, weil man sich daran zu schanden trinken könnte. Nahe an 1000 Fuder sind schon in hiessiger Stadt verzehrt, und dabey lesen die Leute keine Literaturzeitung, nicht einmal das Morgenblatt. Wüsstest Du nur Wege anzugeben in die Streusandbüchse, ich wollte Dir einige Tröpfchen zum Danke für Deine Erzählungen senden so gut wie sie. Habt ihr auch ganze Fuder oben, ists nicht Johannisberger, dann reichen sie weit nicht an den Engenhöller, den jetzigen Gegenstand meiner Andacht. Wirst Du dann den Herbst wieder zu uns herauskommen? Du solltest das niemal unterlassen, so lange Du noch beweglich bist. Mich wirst Du dasmal auch hoffentlich in besserer Fassung treffen, Frau und Kinder sind längst wieder wohl. Eben stehen die Trauben wieder in der Blüthe, so reichlich an den Stock geregnet, wie man es lange nicht mehr gesehen, einige Tage über war nicht sonderliches Wetter zum Durchblühen, jetzt aber hat sichs zum Vortrefflichen gewendet, und es mag wieder einen lustigen Herbst geben. Hast Du

den Krieg und die Einquartirung Dir wieder aus dem Leib gedampft, dann gehst Du wieder heim.

Ich lebe in meinem gewohnten Gleichmuth fort, den langen Perser habe ich jetzt rein abgethan, Du kannst Dir denken, welch ein Nest voll Sachen mit den Hacken wieder hinuntergelassen ist. Es ist mir als sey ich mit in der Verfolgung Mosi gewesen, und über das rothe Meer geschwommen, doch kann ichs zu keinem ordentlichen Respekte vor mir selber bringen, ich meine nun die Sprache sey ein Filial meiner Muttersprache, und das Buch das mir vorher wie das Buch des Lammes mit den sieben Siegeln erschienen, ein kleines Taschenbüchlein zur Unterhaltung. Sonst läuft ein Strom von Poesie darin, gross wie der Euphrat, viele berühmte Männer unter uns rinnen als winzig kleine Bächlein darneben, es steigt kein Lachs hinein, um darin zu laichen. Einen Auszug habe ich daraus gemacht, nach Art der alten Prosaromane, wage aber doch nicht recht, ihn drucken zu lassen, aus Furcht zu blasphemiren, denn es ist unbarmherzig wie man zusammenziehen muss, will man nicht auch wieder einen Folianten füllen. Sonst liest sichs gut weg.

Was treibt ihr sonst wohl in den langen Strassen unter den 80 000, oder wieviel sind eurer; ich meyne immer, stiege ich nur drüben auf die Berge, ich müsste euch sehen können und winken, aber aus Furcht vor dem Auslachen versuche ichs doch niemal, denn die Optik giebts schon, dass es nicht möglich ist. Dafür sehe ich Dich trotz Optik desto öfter in meiner Stube, beym Lesen Deines Buches bist Du mir nicht von der Seite gewichen, es war als ob Du selbst es vorläsest. Was macht Savigny? in dem Rektorate wird er viel angenehme Zerstreuung finden, grüsse ihn mir. Clemens wird wohl noch in Prag auf dem alten Flecke sitzen, und an den jetzigen Feyerlichkeiten sich wohl erbauen, ihn desgleichen. Dann auch Böckh und Marheineke, wenn Du ihnen begegnest. Eure Universität wird nun auch böse Zeit haben. Zuletzt sey Du selbst gegrüsst und Deine Frau, da ich sie nicht kenne, so kann ich ihr nur gut seyn, dass sie Dirs so wohl macht in der Welt.

Görres.

Ehe Görres diesen Brief abschickte, empfing er von Arnim die Nachricht, dass ihm, im Mai, ein Söhnchen geboren sei. Mutter und Kind hatten in der äussersten Gefahr geschwebt. Die Anzeige wird ähnlich, wie die an Brentano (S. 302), gelautet haben, welche mit den Worten schloss: „Was ich gelitten, gebetet, und dass ich mich nach all der Noth des Kindes erst nur wenig erfreuen konnte, das weiss

Gott und wirds mir nicht anrechnen.“ Arnim's Sohn empfing die Namen Johannes Freimund. Die Zuschrift, aus dem Mai 1812, war unter Görres' Briefen nicht mehr vorhanden; sie muss ausser der Geburtsanzeige noch andere Nachrichten enthalten haben. Görres legte sofort noch ein neues Blatt zu seinem Briefe an:

„Ich erhalte, da ich meinen Brief schliessen will, den Deinen von der Geburt Deines Johannes Freymund her datirt, wozu ich Dir, besonders Deiner Frau, meinen wohlgemeynten Glückwunsch voran sende. Das sind wohl freylich schwere Tage, und ich kann noch nicht recht begreifen, warum der Mensch unter Schmerzen muss geboren werden, die vorhin habens auch nicht begriffen, und darum dem Sündenfalle zugeschrieben. Geht die Frau sonst auch auf weiten Flügeln, da wird sie gar zu unsanft an irdische Abkunft gemahnt. (Folgen sehr ausführliche und lustig gehaltene Anweisungen über Pflege und Wartung kleiner Kinder.) Was Humbold betrifft, so hat mir Dorow von Paris geschrieben [1]), er sieht ihn, wie er sagt, alle Tage, und so ist das wohl die beste Gelegenheit mit ihm in Verkehr zu kommen. Bey den zwey Trauerspielen von Clemens wird wohl das Eine, was in Wahrheit besteht, die Erzählung von ihrem Verkommen seyn, ist die Geschichte so unglaublich, dann ist sie wohl auch nicht wahr.“ Zum Schluss reklamiert Görres den kleinen Freymund launig als Rheinländer und Landsmann.

Die letzten Bemerkungen über Brentano können nur auf den Mitteilungen beruhen, die Clemens (S. 300) Arnim gemacht, und dieser nun Görres weiter gegeben hatte. Es war für Varnhagen nutzlos, dass er die Stelle in Brentano's Originalbrief weggeschnitten hat. Denn die Wahrheit ist doch herausgekommen. Clemens, seit Juni 1811 in Prag und Bukowan weilend, hatte zwei dramatische Arbeiten zu Stande gebracht: Libussa und Comingo, von denen die letztere ihm von Varnhagen „auf eine verfluchte Art in der ersten Bearbeitung gestohlen worden war“. Die Libussa las Clemens im Sommer 1812 seinen Geschwistern Savigny und Arnim in Teplitz vor, wohin sie sich alle zum Kurgebrauch begeben hatten. Von hier schrieb Arnim, am 8. September 1812, an Görres (8, 352). Er dankte ihm allen guten Rat für seinen Freimund, dem aber die Kuhblattern schon eingeimpft gewesen seien, ehe Görres' Brief angekommen und davor gewarnt habe. Arnim berichtete über Clemens' Lage und Arbeiten. Die im Bade anwesende höchst merkwürdige Gesellschaft mit Kaiserinnen die Komödien schrieben, mit Feldmarschällen von

1) Der Brief fehlt bei Görres: der 8, 255 abgedruckte aber ist ein Vorläufer desselben.

80 Jahren die Komödie spielten, mit Königen Incognito (Graf Leu), und mit Goethe der Napoleon besinge, gedenke er künftig einmal in einem Buche unter dem Titel Badegesellschaft recht lustig zu schildern. Sehr wichtig sind die kurzen, nur andeutenden Bemerkungen Arnim's über Goethe. Die Spannung, die seit dem vorjährigen Auftritte zwischen Goethe und Arnim bestand, wurde beiden Teilen jetzt in persönlicher Nähe nur um so fühlbarer und schmerzhafter. Ich besitze das ungedruckte Konzept des Briefes, den Arnim nach der Affaire 1811 an Goethe schrieb (den dieser also, da er aus Goethe's Nachlass nicht zum Vorschein gekommen ist, doch wohl vernichtet haben wird): danach lässt sich das Schmerzhafte der Entzweiung auf Goethe's wie auf Arnim's Seite, woran sich für den Augenblick nichts ändern liess, wohl nachempfinden. Goethe schrieb jetzt, 1812, aus Teplitz an seine im nahen Karlsbad weilende Frau Christiane, offenbar um sie, die noch gereizt war, zu beruhigen, die bösen Worte (23, 51): „Von Arnim's nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh dass ich die Tollhäusler los bin" — deren ungewöhnlich erregte Diktion, meinem Empfinden nach, uns heute das Gegenteil von dem verrät, was sie zu besagen scheinen. Arnim schrieb gleichermassen Görres: „Ich habe Goethe nicht gesprochen, ich fühle mich von ihm getrennt"; man empfindet auch hier, wie schwer und gepresst das Wort herauskommt. Arnim motiviert diese „Trennung" nicht blos persönlich, wie Goethe gegen Christiane, sondern er spielt sie auf das Allgemein-Politische hinüber. Schon 1811 glaubte er in Goethe eine Stimmung herrschend gefunden zu haben, die derjenigen nicht günstig war, welche die Berliner Patrioten, Arnim selbst mit seinen Freunden Kleist und Adam Müller, in den Berliner Abendblättern zur Geltung gebracht hatten. Sie forderten da den militärischen, politischen und geistigen Kampf gegen dasjenige System, das Napoleon's Namen trug, bis zum Untergang. Wie hätten sie gewünscht, dass Goethe Eines Weges mit ihnen vorgegangen wäre! Goethe aber wollte sich von Niemanden zum Parteichef erklären lassen. Er teilte nicht den Standpunkt der Berliner Patrioten, deren geheimstes Empfinden er nicht begriff und nicht begreifen konnte. Die Art, wie Goethe das ihm Fremde in den Berliner Bestrebungen 1811 Arnim gegenüber abwehrte, fasste dieser damals wie eine Ablehnung des patriotischen Gedankens überhaupt auf. An seine Freunde Grimm in Kassel hat Arnim in dem Sinne geschrieben, Görres in Koblenz gewiss mündlich so berichtet. Görres hegte ohnehin schon ein gewisses Missbehagen gegen Goethe, wie es, im Grunde genommen, bei all den jüngeren Talenten vorhanden war, die sich, in Kunst, Litteratur und Wissenschaft,

mit Ausschliesslichkeit den deutschen und den christlichen Stoffen zuwandten. So stellte sich auch bei Görres die in die Jean Paul-Rezension eingeflossene Animosität gegen Goethe ganz natürlich ein, gleichwie Goethe zu Arnim unzufrieden über Görres geurteilt hatte. Nun, 1812, dichtete Goethe gar „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät“ zu ihrer Ankunft in Karlsbad den Willkommensgruss, mit Wendungen, die selbst einem Napoleon als etwas bisher nicht Genossenes schmeicheln durften. Bitter schreibt dazu Arnim an Görres: „Goethe hat das Continentalsystem besungen und zwar im Namen der Carlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den grossen Männern unsrer Zeit denken!“ All diese Stimmungen und Verstimmungen muss man sich vergegenwärtigen, um namentlich auch, in Görres' Antwortbriefe das über Goethe Gesagte, dem Tone und der Bedeutung nach, richtig, und nicht einseitig dem Wortsinne nach, zu verstehen; man bemerke auch, wie in dem wunderschönen Worte über die damals noch so jungen Brüder Jacob und Wilhelm Grimm schon eine gegensätzliche Anwendung des Arnim'schen Urteils über Goethe hervordringt:

Koblenz am 3ten Februar 1813.

Ich habe Dir, lieber Arnim, lange nicht geschrieben, von Heidelberg berichtet man mir indessen, wie Du einen ganz muntern, lustigen Brief dahingesendet (an Creuzer, nach 8, 381), und das beweisst mir, dass Du noch auf die alte Weisse vergnügt bist, was mir denn sehr lieb gewesen. Jetzt brechen wieder die verdrüslichen Kriegshändel über euch herein, indessen bin ich ruhig, weil ich euch in einer grossen Stadt weiss, wo immer weniger zu besorgen, überdem steht ihr auf breiterem Fusse als viel tausend Andere, und könnt ja immer, wenns euch gut dünkt, an den Rhein oder nach Böhmen gehen. Darum ists mir leider um euer Land als um euch, zur Verdrüslichkeit hast Du eben wenig Anlage, und magst darum leicht den Sturm an Deinem wohl versorgten Hausse vorbeyfahren lassen. Du wirst mir wohl einmal schreiben wie Dirs zu Muthe ist. Ich selbst lebe in grosser Gemüthsstille meine Zeit so fort, sehr ruhig und behaglich, einzig nur in meinen Arbeiten von Zeit zu Zeit durch Abgang der Hülfsmittel unangenehm gestört, da helfe ich mir dann in dem weiten Felde, was ich beherrsche und lasse liegen, was ich nicht bezwingen kann, und gehe zum Andern, was mir gestattet ist. So schreite ich denn freylich intensiv immer fort, nur zum Ende kann nichts kommen, was denn wieder recht gut in die Zeitumstände eingreift, da man ohnehin

nichts mehr gedruckt bekömmt. In den Journalen [1]) wirst Du Einiges von mir lesen, eine Abhandlung über die Vedas sollte Zimmer drucken, hats aber aufgegeben, mein Auszug aus dem Schah Nameh liegt zum Drucke fertig, die Bibliotheca Vaticana (8, 326) hat hier herum 40 drüben 20 Abonnenten gefunden, das Alles ist nicht zu verwundern, macht mir auch weiter nicht sonderlichen Verdruss. Darüber ist denn der Lohengrin endlich fertig geworden, [2]) ich habe an Grimm zwey Exemplare eben abgesendet, er wird sie Dir zuschicken, sobald ein kleiner Riss auf dem Titelblatt in Heidelberg radirt seyn wird. Eines ist für Dich, ein Anderes gieb an Fouque und auch den eingeschlossenen Brief. Ich mögte dass er mir seine Sachen sendete, die gar nicht hierher kommen, und ihm dafür in sein Journal von Zeit zu Zeit Einiges geben. [3]) Du wirst am Lohengrin ein ziemlich gutes, mitunter auch etwas langweiliges Gedicht finden; weil mirs nicht ganz recht und auch nicht meine Arbeit ist, habe ich Dirs nicht zueignen wollen. An die etwas gross gerathne Einleitung wirst Du wohl einmal eine Stunde wenden, sie hat Manches was Dir wohl recht seyn wird, obgleich freylich Alles nur Stückwerk ist, weil man in der Geschichte wie die Todten am jüngsten Tage, die Glieder in der ganzen Welt zusammensuchen müsste, wenn Alles wie ein ganzer Mensch umhergehen sollte. Deiner angekündigten wunderlichen Badgesellschaft sehe ich mit Verlangen entgegen, da Du Alles das in der besten und freudigsten Stimmung schreibst, so dient mirs immer als ein Attestat, dass Du während all der Zeit wieder ein Stück Leben in Fröhligkeit heruntergelebt hast. Das Volk fängt an Dich zu loben, die Mattherzigkeit dabey ist so verdrüslich wie die feindselige Widerbellerey vorhin, dass sie sichs so spät erpressen lassen, nimmt vollends das wenige Verdienst. Glorreich herrscht der Unverstand in diesem Lande, und darum glaube ich auch kaum, dass etwas Erspriessliches aus den jetzt geänderten öffentlichen Verhältnissen hervorgehen wird, sie werden die Dupe von beyden Theilen werden.

Die Grimms haben mir ihr gar angenehmes Mährchenbuch gesendet, es hat uns, besonders den Kindern vielen Spass gemacht. Es ergänzt sehr wohl das Wunderhorn, ich hätte würklich nicht gedacht,

1) z. B. in Perthes' Vaterländischem Museum, in den Heidelberger Jahrbüchern, in Schlegel's Deutschem Museum; über die Vedas vgl. Briefe 8, 347; der Schah Nameh erschien erst 1820, dem Freiherrn vom Stein zugeeignet.

2) Den Brüdern Grimm in Kassel zugeeignet.

3) Hier der skizzierte Inhalt des bisher nicht aufgetauchten Briefes an Fouqué, auf den der von Fouqué (bei Görres 8,408) die Antwort ist. Görres hat in Fouqué's Journal Die Musen keinen Beitrag geliefert.

dass die Poesie bey ihrem Durchzuge so viel Goldflittern und Glitzersand den Kindern hätte fallen lassen, als diese hier zusammengelesen haben. Beyde werden mir immer lieber in ihrem Wesen, was sie machen ist tüchtig und gut gemacht; es ist alles bester Weizen, und der böse Feind hat kein Unkraut hineingesäet. Von ihnen und ihresgleichen wird die Zukunft einmal ein viel zu gutes Urtheil von unserer Zeit sich abziehen, wenn diese nicht dafür sorgte, dass auch ihre Erbärmlichkeiten bis zu ihr gelangen.

Ich habe nun Göthes beyde Bände gelesen, der erste hat mir durchhin sehr wohlgefallen, der zweyte ist mir stellenweisse angenehm, anderwärts unangenehm und langweilig gewesen. Verdrüslich ist mir vor Allem, dass der Jüngling gar nicht heraus darf, weil der alte Geheimerath ihn in so strenger Zucht zu Hausse hält. Dem Knaben wurde wohl noch etwas durchgesehen, wie er aber zur Universität gezogen, beginnt die Disziplin, und nun hört man nichts als den verständigen Mann, der immer corrigirt und zurechtweisst, schätzbare Reflexionen aber kaum mehr ein rechter Naturlaut, vielerley verschwiegen und auch wohl bemäntelt, und alles gar altklug und gezirkelt. Darum will sichs auch gar nicht in ein rechtes Bild zusammenfügen, alle seine Bestrebungen liegen zerstückt und auseinandergeworfen da, denn der alte gereifte Geist, der da wohnt, weiss sich in all den Plunder nicht zu finden, und der junge der ihn zusammenband ist verdampft und vergessen. Darum kömmt auch selbst bey den Liebschaften nichts rechts heraus, es weht oft einem an wie grosse verputzte Laulichkeit, denn wenn es auch zu einem Kind gekommen, so wirds verschwiegen und verläugnet, und nun muss ein kleiner ausgebalgter Schelm unterschoben werden. Mich soll Wunder nehmen, was aus der dritten Liebschaft ⟨wird⟩. Das Ganze ist eine sehr anmuthige Auseinandersetzung der Gedanken die der Herr Geheimerath jetzt über sein Leben hat, aber nicht recht dies Leben selbst. Auch auf die Zeit passt die grosse Redseligkeit nicht, diese die viel tausend verlorne Leben in ein beyläufig gesprochnes gleichgültiges Wort zusammenfasst, verträgts nicht ohne Misbehagen, wenn von einem gewonnenen so gar viel Worte gemacht werden. Wills Gott, so kömmt wieder eine Zeit, wo die Menschen drey Stunden beym Morgenthee und eben so viele beym nachmittaglichen sitzen können, und eine blühende Aloe in allen Zeitungen steht. Wenn er das Wesen der Gleimischen so gerecht tadelt, so hat er vergessen einen Theil dieses Tadels auch auf sich zu nehmen; haben jene mehr gesündigt, so hatten sie

auch nicht das Correktiv der Zeit. Die Ehrenerklärung an die gothische Baukunst will mir auch keineswegs gefallen.

Dein Freymund wird sich ohne Zweifel wohl befinden, und jetzt Anstalten zum Fortlaufen machen. Da Du mit ihm in die Welt gezogen, so hast Du wohl gethan ihn vorher mit den Kuhpocken zu taufen. Grüsse mir ihn und seine Mutter, und behalte mich lieb

Görres.

Dies war der letzte Brief vor den Freiheitskriegen, denen Arnim und Görres, der Märker und der Rheinländer, der Protestant und der Katholik, in gleicher Treue gegen die höchsten Güter ihres Volkes sich entgegen gesehnt hatten. Der Rhein und die Mark waren nun, da die feindlichen Heere dazwischen standen, unerreichbar weit getrennt von einander. Arnim in Berlin und Görres am Rhein hatten Anderes jetzt zu thun, als sich zu schreiben. Kein Blatt wäre durchgekommen. Endlich führte Blücher seine Truppen über den Rhein. Die Mark und der Rhein gehörten von nun an zusammen. Und die Freundschaft Arnim's und Görres' blühte in guten und bösen Tagen von Neuem wieder auf.

Der Karten-Almanach.

(Nachträglich zu S. 124.)

Es war mir, wie ich oben anmerken musste, nicht gelungen, des Karten-Almanaches, von dem Görres zu Arnim spricht, zu rechter Zeit habhaft zu werden. Endlich hatte eine Anfrage bei der Cotta'schen Buchhandlung, in der der Karten-Almanach von 1805 bis 1811 erschien, einigen Erfolg. Herr Dr. Otto Rommel hatte die Güte, mir die im Cotta'schen Archive vorhandenen Bände 1807. 1808. 1810. 1811 zur Benutzung zuzusenden. Ich bin daher im Stande, mir und Anderen eine Vorstellung von dieser merkwürdigen, beinahe verschollenen Erscheinung auf dem Gebiete des Almanachwesens eine Vorstellung zu machen.

Nicht um Welt- oder Landkarten handelt es sich bei diesem Almanach, sondern um — Spielkarten mit Coeur, Carreau, Treffel und Pik! Jedes Bändchen enthält ein volles Spiel Karten. In die Karten sind allerlei Figuren, kleine Scenen und sonstige Darstellungen hineingezeich-

net. Jedes Blatt ist eine Spielkarte für sich, von der Grösse derer, die wir heute noch gebrauchen. Eine besonders gedruckte Vorrede von gleicher Grösse giebt dem Benutzer einige Anleitung zum Verständnis der eingezeichneten Bilder. Die Gesamtheit steckt in fester Papphülse und bildet einen Karten-Almanach. Das Bändchen kostete den für damalige Zeit erstaunlichen Preis von drei Thalern. Die Vorreden rühmen immer die günstige Aufnahme seitens des Publikums, und die Thatsache, dass der Almanach sich die Reihe von Jahren hielt, darf uns wohl als Bestätigung gelten.

Derartige Unternehmungen mit Spielkarten müssen doch beliebt und lukrativ gewesen sein. Auch in Norddeutschland wurde Aehnliches versucht. Selbst ein Künstler, wie Philipp Otto Runge, lieferte einer Hamburger Kartenfabrik zu den Königen, Damen und Buben wunderbare Zeichnungen, von denen Gubitz in Berlin die Stempel schnitt. „Ich habe (urteilt Clemens Brentano 1810) nie etwas Phantastischeres, Geistreicheres gesehen, als den weisen, begeisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre, galante, reizende Koketterie der Damenbilder, und die abentheuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben, und doch schienen es nur Karten, doch waren es nur leichte lose Zeichen eines spielenden Glücks.“ Man sieht, wie die litterarische oder künstlerische Ausnutzung der Spielkartenfläche dem damaligen Geschmacke zusagte oder ihm entsprach. Das Gegenteil ist heute der Fall, wo die einfache Uebersichtlichkeit der sog. französischen Karten die umständlichere, aber gemütvollere Flächen-Behandlung der sog. deutschen Karten fast bereits verdrängt hat.

Natürlich nimmt die Kartenfläche, wenn sie anders als rein spielmässig behandelt wird, die Gesinnung dessen an, der das Interesse an der Herstellung hat. In dem Tübingischen Karten-Almanach steckt im Allgemeinen der Rheinbundsgeist. Die Unterschrift unter den Karten ist zu grossem Teil französisch. Aber auch das Litterarische beginnt schon früh sich einzumischen. Der Almanach für 1807 entnimmt zahlreiche Illustrationen Schillers Wallenstein. Herzkönig ist Wallenstein selbst, Herzkönigin die Herzogin, Herzbube Seni. In Carreau ebenso: Max Piccolomini, Thekla, Rosenberg. In Pik: Illo, Gräfin Terzky, Neumann. In Treff: Octavio Piccolomini, Fräulein Neubrunn, Deveroux. Die übrigen Blätter sind nicht litterarisch behandelt. Der Almanach für 1808 wählt für König, Dame, Bube arabische Volkstypen aus und bildet weiter Neger oder sonstige Afrikaner ab. Der für 1811 versieht die Hauptkarten mit ritterlichen Gestalten. Im übrigen behaupten Witz,

Humor, Satire, Rührseligkeit und Empfindelei bunt durcheinander für die geringeren Karten ihr Recht.

Gänzlich verschieden ist von diesen Bänden der Jahrgang für 1810. Die Vorreden der früheren sind G. oder Adolf G. unterzeichnet. Die sinnreichen Ideen der Kartenbilder habe, verrät das Intelligenz-Blatt Nr. 25 des Morgenblattes von 1809, bis dahin eine zarte weibliche Hand hingescherzt. Den Band für 1810 besorgte dagegen Georg Reinbeck. Es ist jetzt ein wirklicher Almanach geworden. Nicht mehr die Spielkarte, in die Etwas hineingezeichnet ist, sondern eine bildliche Darstellung, auf der dann auch eine Spielkarte vermerkt wird, bildet den Grund der neuen Unternehmung. Aus den losen Spielkarten sind fest miteingebundene Kupfer geworden, zu denen erklärende Texte in Poesie oder Prosa hinzutreten. Z. B. auf einem ungeschickten Gaule galoppiert ein karrikierter Kerl einher. Die Oeffnung des Rockes lässt unten ein Stück Weste sichtbar werden, das als die Form eines Herzes behandelt ist. Dies herzförmige Stück Weste ist auf dem schwarzen Kupfer rot illuminiert. Und das Ganze erhält dadurch den Wert und Charakter von Coeur-Ass. Über die Entstehung von Bild und Erklärung sagt Reinbeck in der Vorrede: „Was der Zeichner, Hr. Osiander in Tübingen, aus den einfachen Kartenzeichen mit reicher, oft muthwilliger Phantasie schuf, unternahm der Dichter, auf seine Weise anschaulich zu machen. Zeichner und Dichter arbeiteten übrigens ganz unabhängig von einander." Es leuchtet ein, dass mit dieser Aenderung, die 1811 wieder schwand, die Möglichkeit satirischer, polemischer oder kritischer Ausnutzung des Almanachs in viel höherem Grade, als früher, gegeben war. Und nun sei daran erinnert, dass Reinbeck, als geborener Berliner und Anhänger der Berliner Aufklärung, in den Heidelberger Kämpfen zwischen den „Klassikern" und „Romantikern" natürlich auf die Vossische Seite trat. Derselbe Geist, der damals das Morgenblatt leitete, ging nunmehr in den Karten-Almanach über.

Es scheint, dass der Jahrgang für 1809 noch nicht in dieser neuen Manier hergestellt war. Trotzdem war schon, wie Görres oben an Arnim schreibt, der auf der Vossischen Seite angesammelte Verdruss über die Einsiedlerzeitung in den Karten-Almanach hineingeschleppt worden. Es ist mir leid, dass ich, da der Band für 1809 im Cotta'schen Archive fehlt, Görres' Andeutungen nicht ins Einzelne verfolgen kann. Aber es hat mit ihnen gewiss seine Richtigkeit. In Nr. 314 des Morgenblattes von 1808 findet sich eine Anzeige des Karten-Almanachs für 1809, aus welcher sich die gleiche Vorstellung gewinnen lässt. „Zieht nun in alle Welt

(heisst es da), ihr sinnvollen lithographischen Blätter, mit dem lehr- und spottreichen Kommentar, und gewinnt mit euerm anmuthigen Fabelwesen und idealischen Gestalten den Beyfall, welchen Jung mit seinen Phantasmen (oben S. 119—120) bey dem Publikum niemals hätte erringen sollen ... Bewahrt die glücklichen Impromptü's der lustwandelnden Dichter, und wie könntet ihr dem gewaltigen Romantiker widerstehen? Fügt euch in Geduld, wenn er euch Plunderhorn-Schnickschnack aufbürdet etc." Die Polemik gegen die Heidelberger Romantiker tritt denn auch in dem Almanach für 1810 hervor.

Zunächst wird anspielungsweise in den Erklärungen mit dem „Karfunkelstein" (Baggesen), den „Kindermythen" (Görres), den „mythologischen Briefen" (Voss) herumgeplänkelt. Dann aber erscheint auf Seite 59 ein Kupfer zu Pik VII, das angeblich „die lustigste Gesellschaft von der Welt" darstellt. Vor einer Mauer tanzt ein Paar im Freien, und ein Narr tritt mit dem Fusse auf dem Rücken eines Kindes den Takt dazu. Ein anderer Tänzer fordert eine sitzende Tänzerin zum Tanze auf. Diese erhebt die Rechte wie zur Zusage für den Tänzer. Ganz anders aber, als es der Zeichner meinte, deutet Reinbeck die Sitzende aus: „Jene, welche den Blick voll Weihe zum Himmel erhebt, kann ihr neuestes Sonnett noch nicht zu Stande bringen. Es ist das Kind des göttlichsten Wahnsinns, voll der herrlichsten Assonanzen; nur das letzte Terzet will ihr nicht gelingen ... Vielleicht ist einer unsrer wahnsinnbegabten Romantiker so gut, ihr auszuhelfen. Das Stichwort ist klangvoll (bangvoll, zwangvoll sind ihr natürlich zu klassisch). Oben gibt es einen Walzer, wie es scheint, mit Figuren. — Nicht übel! — Was will denn der Störenfried da? Er wird sie wahrhaftig ganz aus dem Takte bringen." Und damit der Ausfall noch etwas gepfeffert werde, hängt Reinbeck an das Stichwort „klangvoll" die folgende Bemerkung unter dem Texte an: „Soeben finden wir in dem Klinklingelalmanach, dem Noth- und Hülfsbüchlein aller mystischen Romantiker, oder romantischen Mystiker den ausdrucksvollen Reim gesangtoll, welcher eine herrliche Assonanz in sich schliesst. Wir hoffen, dass jedes Narrenhospital ein Exemplar dieses Noth- und Hülfsbüchleins sich anschaffen wird, da dies Produkt eigentlich für dergleichen Anstalten verfasst ist." Es erübrigt sich, auf Baggesen's Karfunkel oder Klingklingel-Almanach, der gemeint ist, hier näher einzugehen. Die Stellung dieser Parteischrift in dem Streite ist bekannt.

Sieht man die Bilder und Erklärungen des Karten-Almanaches sämtlich durch, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass die

Widersacher der Heidelberger Romantiker doch recht minderwertige Ingenien waren. Was für eine Summe von platten, bedenklichen und zweideutigen Witzen findet sich auf diesen Blättern zusammen. Arnim und Görres verfügten in der Einsiedlerzeitung über andere Waffen. Und nun das Seltsame: während Reinbeck im Almanach einen ganz schönen Napoleon-Cultus treibt, ist das Bändchen doch von ihm „Ihrer Majestät Louisen Königinn von Preussen, seiner erhabenen Landesmutter, in tiefster Ehrfurcht gewidmet." Man zweifelt, ob wirkliche oder absichtliche Verkennung der Zeitverhältnisse hinter dieser Widmung steckt. Denn Napoleon und Luise waren Namen damals, zwischen denen es keine Verständigung gab, namentlich nicht in der politischen Auffassung Arnims und seiner Gesinnungsgenossen, gegen die der Ausfall Reinbecks gerichtet war.

Reinhold Steig.

Der Zeus des Phidias.

Vortrag, gehalten zum Besten des Frauenvereins in der Aula der Universität am 12. Februar 1901

von

F. von Duhn.

Wir denken an die himmlische Mutter mit dem Kinde — unwillkürlich tritt vor unser geistiges Auge das liebliche Bild der Madonna della Sedia oder die erhabene Gestalt der Sixtina; wollen wir uns Moses in Gedanken vergegenwärtigen, so schauen wir ihn, wir mögen wollen oder nicht, im Bilde von Michelangelo's gewaltiger Statue. Ebenso gebunden stand die gesamte antike Welt der Vorstellung vom Vater der Götter gegenüber: es war das thronende Bild des Zeus in seinem Tempel zu Olympia, von Phidias geschaffen, die Krone aller Werke dieses unbestritten ersten Bildhauers des Altertums, welches für alle Zeiten die Phantasie band, das klassische Ideal, wie wir sagen würden: von allen Götterbildern auf Erden das schönste und gottgefälligste, nennt es ein 600 Jahre nach seiner Schaffung schreibender feinsinniger griechischer Schriftsteller; derselbe spricht es aus, dass wer dies Bildwerk gesehen habe, nicht mehr im Stande sei, sich den höchsten Gott jemals in anderer Gestalt vorzustellen; ein Epigramm formuliert diese Wirkung in pointierter Weise so, dass es sagt, entweder kam Gott aus dem Himmel auf die Erde, um Dir, o Phidias, sein Bild zu zeigen, oder aber Du hast den Olymp selber erklommen, um den Gott zu schauen. Frommer Glaube zeigte im Fussboden des Tempels vor der Statue eine Stelle, in welche der Blitz niedergefahren sei, um das Wohlgefallen des himmlischen Herrschers an dem Werk des grossen Künstlers zu bezeugen. Über kein anderes Werk der alten Kunst besitzen wir so viele Lobpreisungen, oder Äusserungen, die in ähnlicher Weise seinen allgemeingiltigen Charakter betonen.

Tiefe Furchen zieht die grosse Schöpfung auch in der späteren künstlerischen Überlieferung des Altertums. In gleicher Weise thronen zahllose Kultusstatuen des höchsten Gottes, die sich fortan in den Tempeln der immer weiter werdenden griechischen, asiatischen, römischen Welt erhoben; Attribute und Haltung sind meist die gleichen und der Charakter der Gottheit wird nur leicht abgewandelt, entsprechend der veränderten Auffassung vom antiken Gottvater, die in dieser oder jener späteren Zeit obwaltete. Aber von all diesen späteren Bildungen, die uns zahlreich teils im Marmororiginal, teils in Relief oder Malerei oder auf langen Reihen von Silbermünzen entgegentreten, ist keine, von der nicht auch uns noch greifbare Linien zur grossen Schöpfung des Phidias hinanfführten und bei ihr endeten. Die christliche Kirche verzichtete lieber auf Darstellungen des Gott Vater, als dass sie sich der Gefahr aussetzte, dem Jehova die Züge des heidnischen Juppiter geliehen zu sehen. Als sogar Jesus Christus, den das Mittelalter meistens an Stelle des Vaters rückte, nämlich als das uranfängliche Wort, einmal in Gestalt des Iuppiter gemalt wurde, verdorrten, so erzählt die byzantinische Legende, dem Künstler beide Hände ob solcher Missethat; erst die Fürbitte des Erzbischofs Gennadios von Konstantinopel gab ihm die Gesundheit zurück.

So gewaltig, so nachhaltig war die Wirkung des 1000 Jahre früher geschaffenen Meisterwerks des Phidias: er hatte in seinem Zeus den höchsten Fürsten Himmels und der Erde, den Allgewaltigen und gleichzeitig Allgütigen mit so überzeugender Tiefe und Wahrheit dargestellt, dass keine Veränderung religiöser, ästhetischer, kultureller Anschauungen im Stande war, eine andere Vorstellung als richtiger zu erweisen. Die um Hilfe und Gnade flehenden, die ihren Dank aussprechenden Menschen langer Generationen bis tief in die christliche Zeit hinein, ja bis zu manchen Gottvaterschöpfungen der Renaissance erkannten in diesem Bilde und seinen Abwandlungen wieder, was ihr Herz im Innersten bewegte: fürwahr ein wunderthätiges Gebilde, noch lebendig wirksam, auch nachdem es selbst lange untergegangen war!

Unter ging es im fünften Jahrhundert, als das Christentum schon ziemlich lange herrschende Religion war. Die hohe Achtung vor dem weltberühmten Kunstwerk, einem der sog. sieben Weltwunder, hatte es bis dahin gerettet. Ein Brand vernichtete Tempel und Statue zur Regierungszeit des oströmischen Kaisers Theodosios II. Die gänzliche Zerstörung erklärt sich durch die Beschaffenheit des Werkes: sein Inneres bestand aus einem Holzgerüst, um das wahrscheinlich ein Holzmantel

gelegt war; dieser Holzmantel diente als Unterlage für die Elfenbeinplatten, welche die nackten Teile der Statue darstellten, während die Bekleidung durch reich emaillierte Goldplattierung gebildet wurde. Diese sonderbare und schwierige, aber nach einstimmigem Zeugnis der Alten äusserst wirkungsvolle Technik ist nicht auf griechischem Boden erwachsen. Sie weist nach Ländern, welche kein edles Steinmaterial für Ausführung grosser oder überlebensgrosser Bildwerke besassen. Die Erzählungen, welche genau um die Zeit, wo die grossen Elfenbeinbildwerke des Phidias und Polyklet entstanden, Herodot heimbrachte von Babylon, wo er von goldenen Kolossalstatuen in den dortigen Tempeln zu berichten weiss, lenken unsere Blicke dorthin. Und so ist denn auch neuerdings durch allerlei Kleinkunstwerke erwiesen, dass in Chaldaea und Babylonien eine ähnliche, auf dem Inkrustationsprinzip beruhende Kunstfertigkeit schon Jahrtausende lang in Übung war, ehe sie, wohl um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert, in die griechische Welt verpflanzt wurde.

Was wir sonst über die Statue wissen, beruht auf Beschreibungen, auf Schilderungen des Eindrucks, den sie auf empfängliche Gemüter machte, und schliesslich auf dem Wiederhall, den sie in der späteren Kunst gefunden hat, namentlich aber auf Nachbildungen, welche die Einwohner der Landschaft Elis in der Zeit des Kaisers Hadrian auf einige ihrer Kupfermünzen prägten. Schliesslich hat uns die Wiederaufdeckung des Tempels durch die deutsche Olympiaexpedition wichtige Anhaltspunkte gegeben, um Grösse und Aufstellungsart der Statue zu bestimmen.

Zunächst über dies Letzte einige Worte. Der Zeustempel innerhalb des heiligen Hains von Olympia, des geweihten Festplatzes, wurde vor der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. errichtet und war um 456 im Wesentlichen fertig. Das Tempelinnere war durch eine Säulenstellung in ein breiteres Mittelschiff und schmalere Seitenschiffe zerlegt. Diese innere Säulenstellung trug noch eine zweite, wodurch ein emporenartiger Umgang über den Seitenschiffen mit Vereinigung der Emporen am Schluss des Mittelschiffs ermöglicht war. Ueber dem ganzen Innern war eine flache Holzdecke gespannt. Licht trat ein durch die grosse, weite und hohe Thüröffnung im Osten; ob noch in der westlichen Abschlusswand der Cella oder im oberen Teil der Seitenmauern für jedenfalls bescheidene anderweitige Lichtzufuhr gesorgt war, wissen wir nicht; doch macht die Verteilung des bildnerischen Schmucks an der Statue das wahrscheinlich. Das Mittelschiff war in seiner ganzen Breite von der thronenden Statue eingenommen; ein volles Drittel seiner Länge, das letzte, war der Statue

vorbehalten. Den Platz ihrer Basis vermögen wir noch genau zu erkennen. Wie der grosse Tempel mit Ausnahme seines marmornen Skulpturenschmucks aus bescheidenem einheimischen Kalkstein erbaut war, dessen Unscheinbarkeit und Ungleichmässigkeit durch einen Stucküberzug verdeckt werden musste, so war ursprünglich auch im Innern der Fussboden mit jenen rauhen gelblich-weissen Platten belegt. Der Bau stand schon einige Zeit, als eine Änderung der Ausstattung beliebt wurde: das mittlere Drittel des Mittelschiffs, also der Raum unmittelbar vor der Statue, wurde vom übrigen Tempel durch ein Metallgitter abgeschlossen und mit schwarzen Steinplatten belegt, die man aus Eleusis im fernen Attika gewiss mühsam herbeischaffte; aus demselben schwarzen Stein bestand das Fussgestell der Statue. Der ringsum aufsteigende Rand dieses schwarzen Quadrats wurde durch weissen Marmor hergestellt, den man ebenfalls aus Attika, vom Pentelikon, holte. Da diese Änderungen nach Massgabe des Befundes an Ort und Stelle nachträglich gemacht wurden, da der gleiche schwarze Stein für das Fussgestell der Statue Verwendung fand, liegt die Vermutung nahe, dass diese Änderungen mit der Aufstellung der Statue zusammen hingen, dass der athenische Bildhauer seine ästhetischen Gründe hatte, die ihn zu dieser Forderung bewogen. Ist dem so, so dürfen wir weiter folgern, dass zwischen Fertigstellung des Tempels und Errichtung der Statue einige Zeit verflossen war, und dass die Statue des Phidias an die Stelle eines andern bescheideneren Kultbildes getreten ist, welches schon aufgestellt war oder aufgestellt werden sollte. Ganz ausserordentliche Verhältnisse müssen eingetreten sein, um die Eleer zu bestimmen, für das Kultusbild den grossen Athener zu gewinnen, während am ganzen Tempel nur aus dem Peloponnes oder von den ägaeischen Inseln stammende Künstler bis dahin beschäftigt waren, Athens Mitwirkung geradezu ausgeschlossen erschien: verkündete doch seit Vollendung des Tempels ein an dem Giebelfirst angebrachter goldener Schild triumphierend die Niederlage der Athener bei Tanagra, den Sieg der Böoter und vereinigten Peloponnesier. Und auch für Phidias müssen ausserordentliche Dinge bestimmend geworden sein, seine glänzende, vielbewunderte Thätigkeit in Athen aufzugeben, um die Arbeit im stillen Olympia zu übernehmen, wo jahrelange Thätigkeit seine Anwesenheit forderte, wo ihm eine besonders grosse Werkstatt geboten werden musste, die noch späten Geschlechtern gezeigt wurde. Wir glauben unterrichtet zu sein über die Vorgänge, welche den Eleern das ganz unerwartete Geschenk in den Schooss warfen, einen Mann wie Phidias für ihren Zeus zu gewinnen. Im Jahre 438

wurde im Parthenon zu Athen das grosse Goldelfenbeinbild der Stadtgöttin Athens, der Bundesgöttin des attischen Reiches, enthüllt. Der ganze Prachtbau war errichtet mit Rücksicht auf diese Statue, welche bestimmt war, des attischen Reiches Macht und Herrlichkeit Athenern und Bundesgenossen in stolzem Bilde vor Augen zu halten. Das schönste bis dahin auf Erden gebaute Gotteshaus sollte das schönste bis dahin geschaffene Bild umschliessen. Schon bald nach den Perserkriegen war der Bau des neuen grossen Burgtempels in Angriff genommen. Ereignisse innerer oder äusserer Politik, vielleicht beides, brachten dem Bau langen Stillstand. Als man ihn wieder aufnehmen wollte — es war um dieselbe Zeit, als der Tempel in Olympia gerade fertig gestellt wurde —, war inzwischen Phidias erstanden: er hatte sich bereit erklärt, ein Götterbild so majestätisch, huldvoll und schön zugleich zu schaffen, wie bis dahin die Welt noch keins besass, aber er knüpfte an seine Zusage für den Architekten sehr erschwerende Bedingungen. Fast alles, was vom Tempel schon über der Erde stand, wurde abgetragen und nach ganz neuen breiten, lichten Verhältnissen musste die Tempelcella errichtet werden. Das Kolossalbild der Göttin sollte nicht hineingezwängt erscheinen in den Bau, sondern frei und würdevoll in ihm sich erheben: genau ein Drittel der 100′ langen Cella wurde für das Götterbild reserviert, ein Drittel davor blieb, eingehegt durch ein Gitter, vor dem Bilde frei, um es für die optische Wirkung zu isolieren, nur das letzte Drittel blieb für die Andächtigen zur Benutzung offen, ausserdem die Seitenschiffe und die über denselben sich herumziehenden Emporen. Man sieht, die Übereinstimmung mit der in Olympia wiedergefundenen Einrichtung des Tempelinnern ist vollkommen; der Unterschied ist nur der, dass im Parthenon Alles von vornherein so vorgesehen war, im olympischen Tempel erst nachträglich eingerichtet werden musste, und zwar mit athenischem Material; dass im Parthenon das Grössenverhältnis der Statue zum Tempel ein völlig harmonisches war, während in Olympia das grosse Tempelbild das enge Mittelschiff überknapp ausfüllte, und der Gott für das Tempelinnere trotz aller Anpassungsversuche zu gross erschien: erhöbe er sich von seinem Thron, so würde er das ganze Tempeldach abheben, meint ein antiker Beschauer. Der Schluss liegt auf der Hand: durch die Parthenos in ihrem Tempel auf der Akropolis war eine schwierige künstlerische Aufgabe in glänzender Weise gelöst worden; die Bewunderung für Werk und Künstler war allgemein. Man sah fortan in ihm den einzig begnadeten Götterbildner, Olympia wünschte nicht zurückzustehen hinter der Akropolis Athens, und als besondere Verhältnisse den

Gedanken möglich erscheinen liessen, Phidias für Ausführung des olympischen Zeus zu gewinnen, da konnte man zwar nicht den längst stehenden olympischen Tempel wieder einreissen, aber man erklärte sich dem Künstler gegenüber zu jeder Änderung, zu jeder Konzession bereit, welche dem Zeus eine annähernd ähnliche Wirkung in Aussicht stellen konnte, wie sie die vielbewunderte Parthenos ausübte; ja man führte nicht nur diese z. T. gewiss recht schwierigen Änderungen des Tempelinnern durch, sondern man zog augenscheinlich noch Nutzen aus in Athen gemachten optischen Erfahrungen und brachte durch die schwarze Pflasterung des Raums vor der Statue eine Verbesserung an, die in Athen fehlte. Und dass die Eleer so glücklich waren, einen Phidias zu erhalten, das erklärt sich durch ein Ereignis in des Phidias Leben, das wohl geeignet war, ihm Aufenthalt und Thätigkeit in Athen zu verleiden. Er wurde, wahrscheinlich doch bald nach Vollendung der Statue der Parthenos, unter Anklage gestellt. Angeber behaupteten, er habe von dem für die Statue benötigten Elfenbein und Gold gewisse Mengen unterschlagen. Er wurde verurteilt, ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht mehr zu entscheiden. Sein grosser Freund und Gönner Perikles vermochte ihm nicht zu helfen, musste vielmehr diesen Prozess als gegen sich selbst gerichtet empfinden. Phidias ging dann nach Elis, so wird uns überliefert, und schuf dort den Zeus in Olympia. Er starb dann in Elis im Jahre 432 oder 431. Dass Phidias etwa in einer früheren Epoche seines Lebens den Zeus gearbeitet habe, wie man vielfach angenommen hat, ist nicht mehr glaubhaft, nach Allem, was wir jetzt wissen über den Gang der Bauthätigkeit in Athen, insbesondere auf der Burg, mit der sein Name und seine Thätigkeit so eng verbunden ist, dass eine jahrelange Abwesenheit in Elis nirgends mehr einzuschalten ist. Phidias war schon bei Schaffung der Parthenos ein bejahrter Mann mit kahlem Haupte: so hat er sich selbst dargestellt auf dem Relief des Amazonenkampfes, das die Aussenseite des grossen Schildes der Gottheit schmückte, so zeigen ihn uns noch erhaltene Nachbildungen jenes Schildes. Die letzten Jahre also seines langen, arbeitsreichen, schon vor der Zeit der grossen Freiheitskämpfe mit den Persern begonnenen Künstlerlebens, die Jahre, in denen Phidias zurückschaute auf viel Hohes und Ernstes, viel Wirres und Herbes, das er erlebt hatte, sie waren dem reifsten und am meisten abgeklärten Gottesbilde geweiht: vergegenwärtigen wir uns jenes edelste Bild Mensch gewordener Göttlichkeit, machen wir uns namentlich die Züge klar, die Phidias dem überlieferten Zeusbilde neu hinzugethan hat, so mögen wir uns schwer entschliessen, in diesem Werk die Arbeit eines

mit Recht verurteilten Verbrechers, eines gemeinen Diebes an göttlichem Eigentum, zu erkennen. Hätten ihn die Eleer für einen solchen gehalten, so hätten sie ihn schwerlich zu einer Aufgabe berufen, die abermals eine grosse Vertrauensprobe darstellen musste auf seine Ehrlichkeit gegenüber all den edlen Materialien, die ihm anvertraut werden mussten, und schwerlich hätten sie nach Vollendung des Werks ihrem Dank in der eigenartigen Weise Ausdruck gegeben, dass den Nachkommen des Phidias das Ehrenamt zugesprochen wurde, die technische Aufsicht über die Statue zu führen, ihre jährliche Reinigung und Neuinstandsetzung vorzunehmen, eine heilige Handlung, durch feierliches Opfer eingeleitet, die wir noch 600 Jahre später, zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., als Privileg der Familie des Phidias bezeugt finden.

Wie sah nun der Zeus des Phidias aus? Er sass auf einem Thron, die Füsse, den linken etwas vor, den rechten etwas zurückgesetzt, auf einem Schemel; Thron und Schemel ruhten auf einem Fussgestell aus schwarzem Stein. Die rechte Hand des Gottes war vorgestreckt und trug ein Bild der Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein; sie war gekränzt und trug in beiden Händen die Siegerbinde, ein Abbild derjenigen, welche dem Sieger in einem der grossen nationalen Wettspiele winkte, wenn er, um den Siegerpreis zu empfangen, in dem Tempel vor den Gott hintreten durfte und seiner Dankbarkeit für den ihm vom Gott verliehenen Sieg Ausdruck geben. Denn der Gott gibt den Sieg, wem er will, im Ernst des männermordenden Kampfes wie im Spiel der Rennbahn; darum hat sich Nike, die beflügelte Göttin des Sieges, auf seine Rechte niedergelassen, und kehrt, wohin der Flug sie auch trägt, immer wieder zu ihm zurück. Die linke Hand des Gottes umfasste das Scepter, einen langen, auf den Boden aufgestützten Stab, reich mit metallischer Ornamentik umsponnen und gekrönt durch den königlichen Vogel des Zeus, den Adler, beides, Scepter wie Adler, bis heute gebräuchlich gebliebene Sinnbilder der Königswürde.

Ruhig und majestätisch, mit senkrecht aufgerichtetem Oberkörper, thronte der Gott; nichts von jener Aufregung, jenem Streben nach äusserer Kraftentwicklung, das in späteren Zeusbildungen sich oft verrät, war hier bemerkbar. Während spätere Bildwerke den Oberkörper meist nackt zeigen, um das gewaltige, alles irdische übersteigende Mass der Formen, die Kraft der Muskeln zu zeigen, verhüllt Phidias den Oberleib und die Arme bis etwas oberhalb der Ellbogen mit einem Untergewand, einem sog. ionischen Chiton, über das ein um den Hals geknüpfter Mantel, der den Rücken herabfiel, so gebreitet war, dass er an den Hüften vor-

genommen, sich über Schoss und Beine legte, jedoch so kräftig angezogen, dass die Körperformen nicht versteckt, sondern in völlig klarer Modellierung herausgehoben wurden; ein reiches Spiel tiefer Falten legte sich zwischen die Schenkel sowie zwischen Thron und Unterschenkel: soweit die kleinen aber sorgfältigen Wiederholungen auf den Hadrianischen Münzen von Elis zu sehen erlauben, haben Körper und Gewand im gleichen Verhältnis gestanden, wie auf den Statuen aus den Giebeln des Parthenon; für Anlage und Einzelbehandlung der Fältelung scheinen ebenfalls jene herrlichen Gestalten die nächsten Vergleichspunkte zu bieten. Die Goldflächen der Gewandung waren auf das reichste belebt durch in farbigem Email eingelegte Dekoration — laufende Tiere und Palmettenstreifen werden uns besonders genannt — erhaltene Marmorwerke und zahlreiche Nachbildungen solcher Stoffe auf bemalten Vasen geben uns eine lebhafte Vorstellung von derartigen kostbaren Gewändern, in welche die reichsten Musterungen eingewebt waren: im Südwesten Kleinasiens, namentlich in der reichen Handels- und Fabrikstadt Milet war ihre Herstellung zu Hause. In denselben Gegenden war die Kunst, das Elfenbein zu färben, ihm einen warmen Ton zu geben, ebenfalls früh geübt worden: in Ägypten und Phönizien konnte man das schon länger. Auch Phidias hat selbstverständlich die blendende harte Weisse des Elfenbeins gemildert, und auf diese Weise jeden harten Kontrast vermieden, in den sonst Füsse und Arme zu den bekleideten Körperteilen getreten wären. — Das Haupt war nur ganz unmerklich geneigt, sicherlich nicht mehr als nötig war, um die Augen des durch die grosse Tempelthür Eintretenden mit seinem Gottesblick zu treffen. Eine wundersame Milde und Sanftmut muss den Zügen eigen gewesen sein: das sagen uns einstimmig die Berichte der Alten, das bestätigen diejenigen elischen Münzen, welche den Kopf allein zur Darstellung bringen. Die weit aber ruhig geöffneten Augen blickten fest und still gerade aus; sie lagen beschattet unter der rund und ebenfalls völlig ruhig sich vorwölbenden Stirn. Diese geht, mit ganz unmerklicher Einsenkung am Nasenbeinansatz so in die Nase über, dass die Linie fast eine grade zu nennen ist. Die Lippen liegen leicht und lose aufeinander, weder gepresst, noch zum Sprechen geöffnet. Weich wird der Mund umrahmt durch den Schnurrbart, der an beiden Seiten herabfliesst auf den majestätisch niederwallenden Wangen- und Kinnbart: auch hier nur ruhige weiche Fülle, nirgends der Versuch, durch Aufbäumung, Individualisierung der Locken, Mittelteilung des Bartes irgend energische Effekte zu erzielen! Und wie der Bart, so das Haupthaar selbst. Die bisherigen



Götterbildungen offenbarten sich auch darin als Kinder ihrer und nur ihrer Zeit, dass sie dem jedesmaligen Zeitkostüm in ihrer Haarbildung Rechnung zu tragen suchten. Phidias verallgemeinert und streift das zeitlich und persönlich Gebundene ab, um an dessen Stelle eine edle, aber für alle Zeiten wahre Natur zu setzen. Gleichmässig verteilten sich die vom Wirbel ausgehenden Haarmassen nach allen Seiten; während sie aber über der Stirn in zusammengenommenen, aber nicht etwa gebundenen oder geflochtenen Wellen wieder rückwärts geführt sind und nur vor den Ohren unterhalb den Schläfen ein paar freie aber durchaus natürliche Löckchen herabsenden, fliessen sie vom Hinterhaupt in weicher, ungeteilter und völlig offner Masse auf die Schultern nieder, auf denen sich ihre Spitzen zu Löckchen brechen wie die plätschernden Wellen am Uferrand. Somit trat im ganzen obern Teil des göttlichen Hauptes die gewaltige Schädelform klar und völlig rein hervor, und wurde abgegrenzt durch einen nur ganz leicht einschneidenden Kranz von wildem Oelzweig; im wirkungsvollen Gegensatz zu diesem unbewegten Teil des Hauptes wurde die Empfindung der Beweglichkeit im Beschauer erweckt, wenn er zu beiden Seite des Halses die gewaltigen Lockenmassen in natürlicher Fülle und Weichheit herabwallen sah:

> Sprach's der Kronide und winkte Gewähr mit den dunkelen Brauen.
> Und die umkränzten Locken des Herrschers walleten vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt. Es erbebt' der gewalt'ge Olympos.

Diese titanenhafte Vorstellung, dass der Olymp erbebt, wenn Zeus nur leise mit dem Haupte Gewährung winkt, sie trat dem an homerischen Bildern grossgezogenen Hellenen vor die Seele, wenn er sich der Majestät der Phidiasschöpfung gegenüber sah. Gerade je unmerklicher die Vorneigung des Hauptes, je weniger augenfällig das Vorwallen der Locken, um so grossartiger ist das homerische Bild, um so bezeichnender für den Eindruck der Statue musste es dem Beschauer erscheinen. Spätere Bildhauer, welchen die Meinung vertraut war, dem Phidias hätten jene homerischen Verse vorgeschwebt, als er das Haupt seines Zeus bildete, waren nicht mehr so feinfühlig, einzusehen, dass gerade durch die Zurückhaltung in der Bewegung die innere Wahrheit jener Verse begründet, durch sie in ihrer Wirkung bestärkt wird; ihrer Ansicht nach hätte Phidias den Homertext besser illustrieren müssen, sie versuchten das dann auf ihre Weise und gelangten so zu Übertreibungen, die sie von ihrem eigenen Vorbild bedenklich entfernten: eine solche Übertreibung oder rohe Verdeutlichung der klassischen Verse zeigt z. B. der bekannte schöne Kopf von Otricoli im vatikanischen Museum.

Je einfacher das Bild des Gottes selbst, um so reicher seine unmittelbare Umgebung, zweifellos ein vom Künstler gewollter und ungemein wirkungsvoller Gegensatz. Der Gott selbst sollte nichts vom unnahbaren Übermenschen an sich haben, er sollte in der Seele des andächtigen Beschauers Zutrauen, ja Liebe erwecken, wie sie ein Kind dem Vater gegenüber empfinden mag, ohne Furcht und Schrecken sollte der Mensch dem allgütigen Gottvater nahen und durch den Anblick der mit Majestät gepaarten Sanftmut und Milde sich emporheben lassen zu herzlichem Vertrauen in ihn. Der Thron dagegen zeigte die ganze Pracht, wie sie dem Herrscher des Olymp an seiner vornehmsten Kultusstätte zustand, ein Thron, wie ihn selbst der Perserkönig, der grösste weltliche Fürst jener Zeit, nicht schöner haben konnte. Ebenholz und Elfenbein, Gold und Edelgestein, dazu eine Fülle plastischen Schmuckes, war über ihn verteilt, Armlehnen, Rücklehne, Schwingen, die Füsse des Thrones, sogar der Raum unter den Armlehnen, der Schemel, alles war auf's Reichste geschmückt mit sinnvollen statuenreichen Gruppen und Reliefdarstellungen; reich bemalte Schranken verbanden unten die Füsse des Throns, in goldenem Relief hoben vom schwarzen Sockel sich Bilder ab, die die Geburt der Aphrodite aus dem Meere im Beisein der olympischen und elementaren Götter zu reizvollster Darstellung brachten.

Von der optischen Wirkung des ganzen gewaltigen Werkes — der Gott hatte 7—8fache Lebensgrösse — ist es nicht ganz leicht, uns eine klare Vorstellung zu machen. Doch kann der Phantasie immerhin zu Hilfe kommen der Eindruck, den heute der Beschauer einer gewöhnlichen Kirche des griechisch-katholischen Ritus erhält. Tritt man aus dem hellen Licht des Südens durch die Hauptthür in eine derartige Kirche ein, so sieht man sich zunächst von starkem Dunkel umfangen. Je mehr das Auge sich an das gedämpfte Licht gewöhnt, das nur durch meist sehr kleine Fenster und die geöffnete Thür eindringt, um so intensiver wirkt auf die Phantasie die sog. schöne Wand, die dem Eintretenden gerade gegenüber das Allerheiligste, Altarplatz und Chornische, vom Schiff der Kirche abtrennt. Ihren Namen hat sie von ihrem typischen Schmuck, Heiligenbildern auf Goldgrund. Da die Hauptlichtquelle in ziemlicher Entfernung und gerade vor der Wand liegt, verschwinden die Lokalfarben, und dunkel, ernst heben sich die in den strengen, fast architektonisch gebundenen Formen der byzantinischen Tradition ausgeführten Heiligen ab von der das Licht intensiv zurückwerfenden Goldwand. Sind nun auch noch Teile der Chorwölbung, etwa die Apsis, mit ähnlich ausgeführten Gestalten bedeckt, so ist der Eindruck gewiss ein ähnlicher,

wie ihn die im Hintergrunde der Tempel in einsamer Grösse sich erhebenden Götterbilder, ähnlich reich an metallischen Reflexen, müssen hervorgerufen haben: nur wirkte das Elfenbein selbstverständlich gegenüber den dunkel-wachsfarbenen Fleischtönen der düsteren Byzantiner heiterer, lichter, fröhlicher, entsprechend dem Unterschied zwischen byzantinischen Heiligen und hellenischen olympischen Göttern, zwischen griechisch-katholischer in den Fesseln des starrsten Dogma eingespannter Orthodoxie und sonniger altgriechischer Frömmigkeit.

Hören wir, was uns empfängliche antike Beschauer über die Wirkung des Phidiassischen Zeus zu sagen haben! Einige charakteristische Äusserungen habe ich bereits vorher erwähnt. Ein wahrhaft beseligendes Bild wird er genannt; Zeus sei als erhabenster Friedensfürst dargestellt, gewissermassen der Wächter über ein von keinen Stürmen zerrissenes einheitlich empfindendes Griechenland. Er erscheine ehrwürdig, frei von jedem irdischen Kummer oder Erregung, als der Geber von allen Gaben, als gemeinsamer Vater, Heiland und Wächter der Menschheit. Als unglücklich sei zu beklagen, sagt ein liebenswürdiger Philosoph etwa 120 Jahre n. Chr., wer sterben müsse, ohne den Zeus des Phidias geschaut zu haben: daher macht Euch auf die Reise nach Olympia, damit Ihr ihn seht, mahnt er seine Hörer und Leser. Und dass er dies Unglück in tieferem Sinne gemeint hat, sagen Worte wie die des Quintilianus, der ein Menschenalter früher die Bemerkung machte, die Schönheit des olympischen Zeus scheine der überkommenen Religion ein neues Element hinzugefügt zu haben; in so hohem Grade habe die Würde des Werkes die Höhe des Gottes selbst erreicht. Und $2^1/_2$ Jahrhunderte früher trat der römische Sieger L. Aemilius Paullus vor den Zeus mit der Empfindung, dem Gotte selbst gegenüber zu stehen: nur Phidias, meinte der Römer, habe die Grösse des homerischen Zeus voll zum Ausdruck gebracht. Nur noch einer, wie ich meine besonders für die Art der Wirkung des Bildes bezeichnenden Äusserung des Dio Chrysostomos sei hier gedacht. Der feinsinnige Redner schreibt: „Und sollte ein Mensch ganz mühselig und beladen sein, viel Unglück und Kummer im Leben durchgemacht haben, keines ruhigen, süssen Schlafes mehr froh werden können — und ein solcher Mensch würde vor des Phidias Götterbild treten — gewiss, er würde vor diesem Bilde Alles vergessen, was im menschlichen Leben Hartes und Schweres auf ihm lastet: wie ein Trank aus dem Lethequell, der alles Leid vergessen mache, so würde dies Bild auf einen derartig vom Leben hart angefassten Menschen wirken."

Muten uns solche Töne nicht beinahe christlich an? Wer sie anschlägt, ist freilich ein Philosoph des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Im fünften Jahrhundert vor Chr. dürfte die Ausdrucksform für solche Stimmung etwas anders gelautet haben: dass aber auch den empfänglichsten Gemütern jener Zeit angesichts der Statue nicht ähnlich um's Herz geworden sei, wer möchte wagen, das von vornherein in Abrede zu stellen?

Es ging ein eigenartiger Zug zum Monotheismus durch das fünfte Jahrhundert v. Chr. Im sechsten Jahrhundert vollzog sich die Wandlung, besonders durch den Einfluss Delphi's, dass Gott nicht bloss Macht, sondern Sittlichkeit sei, dass die Handlungen der Menschen nicht nur selbst nach sittlichen Grundsätzen sich regeln müssen, sondern dass die Befolgung solch sittlicher Grundsätze unter göttlicher Aufsicht stehe, dass die Götter selbst in ihrem Handeln und Denken durch sittliche Normen gebunden seien. Stellten die Götter nicht mehr nur verschiedenartige Mächte dar, die unter einander auch gelegentlich einmal in Konflikt geraten konnten, sondern war es ein sittliches Ideal, das auch sie regierte und nach dem sie die Menschheit regierten, so lag die weitere Folgerung sehr nahe, dies höchste sittliche Ideal auch verkörpert zu sehen in der von Alters her mächtigsten Göttergestalt, eben dem Götterherrscher selbst, dem Zeus. Ein grosser Schritt monotheistischer Auffassung entgegen war damit gethan, ein Schritt zur Allgemeingiltigkeit des Zeus bei allen griechischen Stämmen in höherem Sinne, als sie bisher üblich und geglaubt war.

Grosse starkbewegte Zeiten politischer Erregung und nationaler Erhebung lagen damals hinter den Hellenen. Der Herrschaft einer wenn auch mitunter gewiss recht heilsamen Einzelmacht war fast überall in griechischen Landen gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts ein Ende gemacht; an Stelle der Gewalt und Willkür waren Gleichberechtigung aller Bürger und neue Ordnungen auf sittlicher Grundlage errichtet. Nicht mehr ging Macht vor Recht. In grossartiger jedem zu Herzen gehender Weise hatten das die Götter erwiesen, dieselben Götter, welche nach damaliger griechischer Auffassung auch über die Perser herrschten, als sie in geradezu wunderbarer Weise die Freiheit und Kultur des kleinen Griechenvolkes in ihren Schutz genommen hatten gegen die schier unerschöpflich erscheinenden Kräfte des damals grössten Reichs der Welt. Schon lag die Axt an der Wurzel der nationalen Existenz der Hellenen, schon waren die Tempel auf Athens Akropolis in rauchende Trümmer gesunken, da erschütterten unerhört glückliche Schlachten die Angriffskraft der Gegner, da brach in Babylon ein für die ganze Existenz

der persischen Dynastie so gefährlicher Aufstand aus, dass Xerxes eiligst Heer und Flotte verlassen und ins ferne Innerasien heimkehren musste. Nicht nur ungläubig, sondern blind musste sein, wer hier nicht göttliche Fügung erkennen wollte, sich nicht beugen vor der Majestät göttlicher Weltregierung! Ein Gottesgericht schien hereingebrochen über die übermütigen und auf ihre ungemessenen Mittel an Gold und Menschenmaterial stolzen Asiaten: sichtlich hatte Zeus seine Hand über ganz Griechenland gehalten!

Das war die Stimmung nach den Perserkriegen, der zahlreiche neue Tempel, neue Götterbilder und religiöse Dankeshandlungen aller Art ihren Ursprung verdankten. Ihren stärksten litterarischen Ausdruck fand diese Stimmung bei Aischylos, dem ältesten der drei grossen tragischen Dichter Athens im fünften Jahrhundert. Nicht nur sein herrliches dramatisches Siegeslied, die Perser, sondern alle seine Dichtungen heben sich ab von einem ernsten tiefreligiösen Hintergrund, der die ganze Anschauung des Dichters innig beherrscht. Nichts erscheint ihm gross, umfassend genug, um die Allgegenwart und Allgewalt des himmlischen Vaters auszudrücken. Im Bruchstück einer verlorenen Dichtung heisst es: „Zeus ist der Aether, Zeus ist Erde, der Himmel ist Zeus, Zeus ist das All, und was noch höher, als dies All“.

Im Agamemnon singt der Chor der greisen Ratsherren von Argos:

Zeus, Zeus
Mit diesem Namen ruf' ich ihn,
Mit jedem, den er hören mag.
Und ob ich Alles wäge,
Zu leicht befind' ich Alles.
Von Sorgen und von Sinnen
Und Zweifeln löst das Herze
Mir Zeus allein.
Hin, hin,
Vergessen ist, der einst geherrscht,
Der Urwelt ungeheurer Gott.
Titanenlist bezwang ihn.
Auch sie fand ihren Meister.
Doch aller Weisheit Ende
Ist andachtsvoll zu preisen
Des Zeus' Triumph.
Er wies den Weg zur Weisheit,
Uns zwingt die ew'ge Satzung,
Durch Leiden lernen.
Auf unser müdes Herze
Senkt quälend sich und ängstend

Statt Schlummers Reue.
Auch wider Willen kommt der Mensch zur Einsicht:
Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam.
Doch Gott ist gütig.

An andern Stellen wird die Gerechtigkeit Gottes gepriesen, welche nach sittlichen Grundsätzen die Welt regiert, z. B. in einem Chorlied, das die über Troia hereingebrochene göttliche Strafe besingt:

Zeus Gericht haben sie erfahren.
Seine Hand schlug sie. Wer verkennt es?
Er gebot. Ihr Geschick folgte dem Gebote.
Mancher glaubt, um die Menschen kümm're sich die Gottheit nicht,
Wenn sie frech brechen die verbotne Frucht.
Sündig ist solcher Glaube.

In Phidias' Jugendzeit brauste der schreckenbringende Perserstum hinein; er sah die Tempel der Götter auf der Burg Athens in Flammen aufgehen, er erlebte nach schwerem Ringen die Siegesfreude, sah wie die Sache von Recht und Freiheit siegreich emporstieg; seine ersten staatlichen Aufträge galten der Schaffung von Götterbildern in Delphi, Plataeae und auf der Akropolis Athens, welche, aus dem Zehnten der Beute errichtet, den feierlichen Dank für Hilfe in der Not den Göttern ausdrücken sollten. Er hiess geradezu „der Götterbildner", die hehre Schönheit, die erhabene Majestät seiner Götterstatuen wussten die Alten nicht genug zu preisen: gewiss hat er manchem jener gewaltigen religiösen Schauspiele des Aischylos selbst gelauscht, und in den hohen Dichterworten die Empfindungen ausgesprochen gefunden, die sein für alles Grosse empfängliche Herz bewegten und im Werk seiner Hände künstlerischen Ausdruck fanden. So wie Aischylos mit beschwingtem Worte der vornehmste Prophet der neuen durchgeistigten, sittlich getragenen Gottesauffassung wurde, so wurde es Phidias mit seiner Kunst. Und die Kunst war damals und in der Hand des Phidias ein Werkzeug geworden, das dem feinsten Wege des Verstandes, der zartesten Empfindung des Herzens gerecht zu werden wusste. Ueberwunden war die Zeit des Suchens, des Ringens mit der Form, welche ein Jahrhundert, etwa von 550—450 ausgefüllt hatte. Noch des Phidias' älterer Zeitgenosse Myron, der Donatello unter den Künstlern Athens, zeigte in seinen genial erdachten, reich bewegten Werken, welche Freude es ihm machte, die Lehrzeit hinter sich zu haben und die Natur meistern zu können. Phidias' Kunst verrät nichts mehr vom Schweiss der Arbeit: in höchster Vollendung standen seine Götterbilder, zu olympischer Ruhe abgeklärt

und selige Ruhe verbreitend, vor dem Beschauer: was wir verloren haben, vermögen wir zu ahnen angesichts des erhaltenen Skulpturenschmucks des Parthenon. Völlige Harmonie von Inhalt und Form war erreicht, so etwa wie bei den zwischen 1508—18 entstandenen Werken Raffaels: die Folgezeit brachte mit dem so viel zerrüttenden 30jährigen Krieg Griechenlands andere Zustände, andere Menschen, anderen Glauben, und immer mehr musste die Form ersetzen, was der Inhalt nicht mehr zu geben vermochte. Es war einer jener glücklichen Augenblicke der Weltgeschichte, denen die Zeitgenossen gewiss gern ein sehnendes Halt zugerufen hätten, als die Sonne des innern Glücks über einem in jeder Hinsicht frei gewordenen Hellas aufgegangen, die einzige grosse Staatsbildung Griechenlands, das attische Reich unter Athens Aegide erstanden war, geniale Männer die Geschicke des Landes leiteten, grosse Dichter dem höchsten Empfinden des dankbaren Menschen Ausdruck gaben und gleichzeitig die Kunst gerade auf der Höhe angelangt war, wo sie das Empfinden der Nation wie des einzelnen Menschen in der vollkommensten Weise zum Ausdruck bringen konnte, und zwar in allen ihren Zweigen, in Baukunst, Bildhauerei und Malerei. Erst die Kunst dieser Zeit war der Aufgabe gewachsen, den Herrscher der Himmlischen zu wirklich befriedigender greifbarer Darstellung zu bringen. Viele andere Götter hatten längst künstlerische Formen erhalten, als noch kein Bildhauer wagte, Zeus zu bilden. Und als die plastische Kunst damit begann, erst sehr spät, im letzten Jahrhundert vor Phidias, da war es zunächst die Aufzeigung äusserer Kraft und Macht, welche ihren Meissel lenkte: die ältesten, spärlichen, plastischen Darstellungen zeigen uns Zeus nackt, weit ausschreitend, den Blitz gegen die Gegner schwingend, „der Herr in den Höhen des Himmels, der Donnerer droben, Zeus“, wie Hesiodos ihn besingt als den Allgewaltigen. Eine grosse Kluft ist zwischen diesem Zeus und den Menschen, welche in der Dichtung schon des Homer ihn anrufen als „Vater Zeus“ in Verbindung mit Athene und Apollon: auch dieser homerische Zeus heisst zwar gelegentlich „Vater der Menschen und Götter“, aber als selbstherrlicher Gottvater, der Alles nach seinem souveränen Willen zu lenken weiss, steht er da. Vertrauensvoll naht sich das hilfsbedürftige Menschenherz nicht ihm, sondern andern Göttern, Fürsprechern und Helfern. Erst um die Zeit der Perserkriege beginnen in der Grosskunst ruhige Darstellungen des entweder nackt oder mit umgeworfenem Gewand dastehenden Zeus: aber seine Machtmittel, seinen Blitz, lässt er auch da noch nicht aus den Händen. Die erste ruhig thronende Statue des Zeus ist diejenige des Phidias. Erst jetzt bedarf es

nicht mehr des Aufzeigens der übermenschlichen Kraft und übernatürlicher Kampfmittel, um an die Allgewalt des Himmelsgottes zu glauben. An Stelle der blossen Furcht ist kindliche Liebe und dankbares Vertrauen eingezogen in die Herzen der durch ganz Hellas nunmehr einig empfindenden Menschen: an die Stelle eines schreckhaften Jehova erscheint fast ein christlicher Gottvater getreten.

Viele Faktoren mussten zusammenkommen, um diese höchste Vergeistigung der Gottheit, deren die vorchristliche Welt fähig geworden ist, herbeizuführen. Einige gerade für Phidias besonders wichtige habe ich schon genannt. Aber auch lokale Einflüsse mögen mitgewirkt haben, als die Eleer auf den glücklichen Gedanken kamen, gerade um ein Bild des thronenden Zeus den Phidias anzugehen. Olympia, immer mehr, je mehr die griechische Welt ihr Licht über das ganze Mittelmeergebiet, namentlich über Italien und Sicilien ausgebreitet hatte, Mittelpunkt der nationalen Agonistik geworden, begann als Kultusstätte der dem Thal des Alpheios, des grössten peloponnesischen Flusses, benachbarten Landschaften. Der Alpheios kommt aus Arkadien, an Arkadien's Schwelle liegt Olympia's heiliger Hain, vom Kronosberge überragt, auf dessen Gipfel der älteste Kultus seinen Sitz hatte. Je höher man einen Berg hinansteigt, um so näher glaubt man dem Firmament zu gelangen, um so mehr weitet sich der Ausblick über den die ganze sichtbare Erde umfassenden lichten Tageshimmel, in dem man die ursprüngliche Bedeutung des höchsten Himmelsgottes bei allen Völkern unseres Stammes zu erkennen glaubt. Was Wunder, dass gerade auf dem Gipfel der arkadischen Berge, der höchsten des Peloponnes, wo es, der Vorstellung nach keinen Schatten mehr gab, auf Bergen, deren einer z. B. direkt den Namen „Lichtberg“ führte, der höchste Himmelsgott ohne Bild, ohne Tempelhaus, lange in Andacht verehrt wurde. Auf solchen Bergeshöhen, die oft in die Wolken hineinragen und dann menschlichem Blick verschlossen sind, wohnten die Götter nach uralter Vorstellung, mochten die Berge nun Ida oder Olympos oder Lykeion oder Kronion heissen; sie thronten dort, und der Platz ihres Thronens wurde mitunter durch in den Fels gehauene Thronsessel kenntlich gemacht, Thronsessel oder Thronplätze, denen sich die religiöse Verehrung andachtsvoll zuwandte. Und gerade in Arkadien, und zwar in der unmittelbaren Nachbarschaft Olympia's wurde, dem Zeugnis alter arkadischer Münzen zufolge, schon Jahrzehnte vor der Schöpfung des Phidias Zeus thronend verehrt, den Körper völlig in ein Gewand gehüllt, ohne Waffen in Händen, aber den Adler, seinen Boten, vor sich, dessen enge natürliche Beziehung zum Zeus, der

auf den Bergen thront, jetzt klar liegen dürfte: aus dem Peloponnes nach Nordafrika, Kyrene, ausgewanderte Kolonisten nahmen diese Vorstellung sogar dorthin mit, wo uns eine wenigstens 100 Jahre vor Phidias' thronendem Zeusbild gemalte Schale als Innenbild den thronenden, ganz in sein Gewand gehüllten Zeus mit dem Adler, ebenso wie in Arkadien, zeigt.

Also auf heimischen Glauben, auf heimische Ueberlieferung stützten sich die Tempelbehörden von Olympia, als sie dem Phidias den kühnen Auftrag gaben, diese Vorstellung in Form eines grossen Tempelbildes sichtbar und greifbar zu fassen. Kühn war der Auftrag, weil er brach mit der alten Überlieferung des Peloponnes, in dessen entlegene Gebirgsfalten die plastisch hellen homerischen Götter so spät eingezogen sind, mit der Ueberlieferung des dort besonders zähen bildlosen Kultus. Schon Jahrhunderte lang hatte am Rand des heiligen Hains der Himmelskönigin, der Hera, ein Tempel gestanden, und in ihm der Göttin ehrwürdiges Bild; dem Weib fühlt sich der hilfebedürftige Mensch früher nah und vertraut und wagt es, sie durch ein Bild in seinen Gesichtskreis herabzuziehen — ich erinnere an die Erscheinungen des Madonnenkultus —, aber dem Zeus erhob sich nur ein Brandaltar, und mit dem Rauch der verbrannten Opfertiere hoben sich die Hände der Anbetenden frei zum hellen Tageshimmel, zum Zeus selbst empor. Der Tempel des Zeus hatte unseres Wissens keine Vorgänger, erst so spät, erst um 460, wurde er dort errichtet, während z. B. Athen schon seit bald einem Jahrhundert einen grossen Tempel des Zeus hatte gründen sehen. Und noch später fasste man den Entschluss, das Bild des Zeus in dem Tempel zur Aufstellung zu bringen. Es war eine grosse That des Phidias, als er die alte in den Gemütern der dortigen Menschen schlummernde Vorstellung, die nie an ein Bild gebunden und daher doppelt gross und mächtig war, zum ersten Mal fixierte; und als er das that, da verstand er es, in ein Bild, zu dessen Füssen die Blüte von ganz Hellas diesseits und jenseits der Meere, ja auch manche Nichtgriechen zu den regelmässig wiederkehrenden grossen nationalen Festfeiern sich vereinigen sollten, eine solche Majestät, eine solche Tiefe, und dabei eine solche Fülle Menschlichkeit und Väterlichkeit zu legen, dass das neue Ideal, kaum geschaffen, sofort allgemeingiltig wurde, und allgemeingiltig blieb, als reinster Ausdruck edelsten Griechentums, das ganze Altertum hindurch.

In Staub gesunken ist dies grösste und berühmteste Gottesbild des Altertums: aber die Empfindungen, die Anschauungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, denen Phidias durch dies Bild zum

ersten Mal Körperlichkeit verlieh, sie senkten sich derartig innig in das Herz Aller, die griechischer Bildung teilhaftig wurden, dass der vom Judentum losgelöste christliche Gottesglaube den Boden bereitet fand, auf dem allein er festwurzeln und gedeihen konnte.

Zur Erläuterung des Vortrages dienten während desselben vorgeführte Projektionsbilder: die Altis, der Tempel, das Rekonstruktionsmaterial für den Zeus, namentlich die in der bedeutend vergrösserten Gestalt sehr monumental wirkenden Darstellungen auf den elischen Münzen, eine Auswahl von plastischen und gemalten Zeus- und Asklepiosbildungen aus den Zeiten vor und nach Phidias, das Vasenbild, welches Kroesos auf dem Scheiterhaufen thronend zeigt im Königskostüm der ionischen Kunst, mit dem gleichen ionischen Chiton, den Phidias dem Himmelskönig verlieh, u. a. m.

Die Entstehung von „Werthers Leiden“.

Von

Walther Arnsperger.

Es ist immer interessant, den Spuren des Genius nachzugehen und die Entstehung eines seiner Werke aufmerksam zu belauschen. Dieses Interesse steigert sich aber noch erheblich, wenn es sich nicht um eine rein der dichterischen Phantasie entstammende Schöpfung handelt, sondern um eine solche, die Erlebnisse des Dichters selbst darstellt oder poetisch umkleidet. Eine solche Verknüpfung von Leben und Dichtung ist bei Wenigen so vielfach zu sehen, wie bei Goethe und keines seiner Werke bietet für dieselbe ein so klassisches Beispiel, wie der Jugendroman: Die Leiden des jungen Werthers.

Das merkwürdige, aber poetisch wie wirklich schöne Seelenbündnis zwischen den zwei so verschiedenartigen Freunden und dem von Beiden geliebten und verehrten Mädchen, welches im ersten Teile des Romans geschildert und dichterisch verklärt wird, ist ein so unmittelbares und naturgetreues Abbild der Erlebnisse des jungen Goethe in Wetzlar, dass kaum ein Wort der Erklärung dazu nötig ist; so dass schon der gealterte Goethe in seiner Selbstbiographie in Verlegenheit kommt, wenn er von seinen verdüsterten Seelenkräften fordern sollte, dass sie jene lieblichen Verhältnisse von neuem vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. „Glücklicherweise“, fährt er fort, „hatte der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächst Vergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen“.

Einen schönen Beweis der Naturwahrheit und zugleich eine reizvolle Ergänzung jenes Bildes bietet die Briefsammlung, welche Lottens Sohn, der hannöversche Legationsrat Kestner im Jahre 1854 veröffentlicht hat und die neben den jetzt bevorzugten Gesamtausgaben der Goethischen

Briefe ebenso wie der Briefwechsel mit Schiller und der mit Frau von Stein stets einen selbständigen Wert behaupten wird.

Wir sehen daraus, dass — eines ausgenommen — alle wichtigeren Einzelheiten, die Ereignisse selbst mit den Daten genau, beibehalten sind:

Die erste Begegnung mit Lotte auf dem Tanzvergnügen in Volpertshausen am 9. Juni,

die Schilderung der Buffschen Familie, mit der hausmütterlichen Schwester — deren Bild ja auch eine andere Kunst in glücklicher Weise verewigt hat — während

„Mit dreckigten Händen und Honigschnitten,
Mit Löchern im Kopf nach deutschen Sitten,
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Thür ein, Thür aus, Hof ab, Hof auf".

Endlich die plötzliche Abreise am 11. September und das den Dichter tieferregende Gespräch am Vorabend der Flucht „von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen etc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing", wie Kestner in seinem Tagebuch getreulich berichtet.

Aber nicht nur die Thatsachen, auch die Stimmung des ersten Teiles ist ein genaues Abbild der Wetzlarer Zeit. Das innige, von krankhafter Empfindelei noch unberührte Freundschaftsverhältnis zu der Natur; das Versenken in ihre kleinsten, naheliegendsten und darum meist übersehenen Wunderwerke.

„Wenn[1]) das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniss meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bach liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmgen, der Mückgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenns denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, dass es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes".

1) S. 10.

Daneben die begeisterte, echt künstlerisch nachempfindende und nachgestaltende Lektüre Homers und Pindars, die ihn an seinem Lieblingsbrunnen beim Bilde der Wasser holenden Mädchen die patriarchalischen Zeiten hervorzaubern lässt: „Das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten“.

Kurz alles atmet in so hohem Grade Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, dass man die Vermutung schon ausgesprochen hat, dass dem Dichter bei der Ausarbeitung des ersten Teils seine eigenen Wetzlarer Briefe etwa an Merk oder an seine Schwester Kornelia vorgelegen haben. Dass diese Korrespondenzen gerade für diese Zeit ganz fehlen — es ist aus Wetzlar neben Billets an Kestner und Lotte nur ein einziger Brief an Herder vorhanden — das hat man dann stets als eine Bestärkung in dieser Annahme angeführt, da sie dem Dichter zurückgegeben und von ihm eben seines Werkes wegen vernichtet worden seien.

Wir begnügen uns hier damit, diese Ansicht kennen zu lernen und ihre Voraussetzung zu konstatieren, vor allem aber die einer solchen Erklärung entgegenkommende Verschiedenheit in der Bearbeitung, in den Personen und in der Grundstimmung des zweiten Teiles hervorzuheben, die denselben innerlich viel schärfer von dem ersten trennen, als es in der äusseren Fassung schon geschehen ist. Wenn in Letzterem noch das Leben überwiegt, so haben wir es dort mit wirklicher Dichtung zu thun. Ihm gilt daher vor allem unsere Betrachtung.

II.

Den äusseren Anstoss zu einer poetischen Beschäftigung mit den Wetzlarer Erlebnissen hat Goethe, wie bekannt, der am 30. Oktober 1772 — sieben Wochen nach seinem Abschied — erfolgte Selbstmord des jungen Gesandtschaftssekretärs Jerusalem gegeben. Schon die von dem Dichter in einem Briefe vom 20. November erbetene, am 29. d. M. erhaltene und am 19. Januar des folgenden Jahres zurückgeschickte Nachricht Kestners über die Katastrophe trägt auf dem Foliobogen des aktenartig behandelten Originals die Überschrift[1]): „Stoff zur Erzählung den unglücklichen Tod Jerusalems betreffend“. Dann hat ja Goethe später auch in seiner Selbstbiographie die Entstehung seiner Dichtung ganz eng mit diesem Ereignis und dem erwähnten Berichte verknüpft. Wie weit das richtig ist, wird das Folgende zeigen; jeden-

1) Herbst: Goethe in Wetzlar 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Gotha 1881 S. 73.

falls genügt dies, um eine genauere Orientierung über diese merkwürdige Persönlichkeit, über dieses „Urbild des Werther", wie man ihn gern nennt, zu rechtfertigen[1]).

Zwei der grössten unter seinen Zeitgenossen haben dem unglücklichen Jüngling, jeder in seiner Art einer den andern ergänzend, ein schönes Denkmal errichtet, denn zwei Jahre nach dem Erscheinen des Werther hat kein Geringerer als Gotthold Ephraim Lessing, was er noch an Aufsätzen des Verstorbenen in Händen hatte, unter dem Titel von „philosophischen Aufsätzen" herausgegeben und mit einer bei dem kalten Verstandesmenschen seltenen Wärme eingeleitet. Es war seine ausgesprochene Absicht, durch die Bekanntmachung dieser „Ueberbleibsel seines hellen Verstandes" das Bild des einstigen Freundes „völlig zu ründen". Doch hören wir ihn selbst[2]).

„Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig .... Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoss sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüsste ich nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schliessen lässt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welche kein einziges Talent ausschliesst; nur dass man bei ihm so viele andere

---

1) Nachdem Herbst a. a. O. das bis dahin bekannte und wissenswerte Material zusammengestellt hatte, wurde dasselbe noch im gleichen Jahre erheblich vermehrt durch einen von Koldewey im braunschweigischen Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde gehaltenen Vortrag, den er in seinen Lebens- und Charakterbildern als Nr. 6 unter dem Titel: Werthers Urbild hat abdrucken lassen. Derselbe ist wichtig, weil er sich auf aktenmässige Vorlagen aus dem wolfenbüttelschen Archiv stützt.

Zu den im „Neuen Reich" 1874 von Heinemann veröffentlichten elf Briefen J.'s an Eschenburg hat Eugen Wolf neun an den Vater wenigstens auszugsweise bekannt gemacht in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1889; ebenso andere „Blätter aus dem Wertherkreise" (Bruchstücke aus Kestners Tagebuch etc.) in Nord und Süd 1893. Ausserdem hat mich Herr Dr. Löwe zwei im Königl. Staatsarchiv zu Hannover aufgefundene Schreiben des Abtes über seinen Sohn an den Grafen Wallmoden, hannoverschen Gesandten in Wien, die er im „Euphorion" veröffentlichen wird, freundlichst einsehen lassen.

2) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig 1776.

Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist kalter Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer ...... Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen .... Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? Dass dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; dass dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höheren Kräfte beschäftiget war; und dass diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten“.

Der junge Mann, dem dieser warme Nachruf des grossen Menschenkenners galt, Karl Wilhelm Jerusalem — so genannt als Patensohn des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, welcher bei seiner Taufe zugegen war — ist geboren am 21. März 1747, war also 2 Jahre älter als Goethe. Sein Vater war der bekannte Theologe Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Hofprediger in Braunschweig, Erzieher des Erbprinzen, Freund und Vertrauter der Herzogin Philippine Charlotte — der Schwester Friedrichs des Grossen —, Gründer und erster Leiter des Collegium Carolinum in Braunschweig, seit 1752 Abt von Riddagshausen und Direktor des dortigen Predigerseminars, zuletzt — im Todesjahre des Sohnes — als Vizepräsident des Konsistoriums höchster geistlicher Würdenträger des Staates.

Diese Stellungen und Würden des Vaters sind nicht ohne Einfluss auf die Entwickelung des Jünglings geblieben, um so mehr als jener, wie aus den erhaltenen Briefen hervorgeht, den frühreifen Sohn schon als Studenten mit mehr als väterlichem Vertrauen behandelte: „Ach“, klagt er einem Freunde, „er war mehr als Sohn, er war mein zärtlichster, mein vertrautester Freund“ [1]). Dazu kommt das verwandtschaftliche Verhältnis zu dem damals schon vielgenannten Vetter Justus von Möser, bei dem er sich eine Zeit lang in Osnabrück aufhielt, die fördernde Freundschaft seiner braunschweigischen Lehrer am Carolinum, Eschenburg, Ebert, Schmidt u. a., endlich der vertraute Umgang mit Lessing, von dem schon die Rede war; das alles zusammen reichte hin, um den seines Eifers und seiner Pflichttreue wegen allgemein be-

1) Viertelj. f. Lit. G. II 1889 S. 539.

liebten Jüngling frühreifer und geistig anspruchsvoller zu machen, als ihm gut war.

Da mit einem Male wurde er aus dieser glücklichen Umgebung herausgerissen, und von Wolfenbüttel, wo er ein Jahr lang Assessor am obersten Gerichtshof (der Justizkanzlei) gewesen war, nach Wetzlar versetzt, wo er als Sekretär bei der zur Visitation des dortigen Reichskammergerichts deputierten braunschweigischen Gesandtschaft fungieren sollte. Sein Vorgesetzter hier war der Hofrat von Höfler, ein vorzüglicher Jurist, aber — nicht nur nach Jerusalems Bericht — ein verknöcherter Bureaukrat und eitler Streber und — wie der sonst so sanfte Abt sich schon vor dem Tod des Sohnes ausdrückt — der niederträchtigste und boshafteste Charakter[1]), als welcher er übrigens auch in Wetzlar bekannt und von seinen Kollegen gemieden war.

Die Versetzung war an sich ein Beweis des Wohlwollens der Vorgesetzten; er sollte dort, wie üblich, das Reichsjustizwesen kennen lernen um dann einen Posten in Braunschweig zu erhalten, der ihm nach einer Äusserung des Vaters schon mit Sicherheit zugesagt war. Wie ungeeignet er aber für sein neues Amt war, zeigen zwei Vorgänge, die sich gleich anfangs ereignen, auf seine Denkungsart ein interessantes Licht werfen und seine Stellung nach zwei Fronten sofort gefährden oder unhaltbar machen. Sie sind von Koldewey aus den Akten des wolfenbüttelschen Archivs mitgeteilt worden[2]):

Sein Vorgänger war entlassen worden infolge von Nachlässigkeit im Dienste und tollen Streichen; es ist August Siegfried von Goué, der aus Goethes Charakteristik bekannt ist als Gründer und eifriger Teilnehmer jener „Rittertafel" im Kronprinzen, an der sich die jüngeren Assessoren ihre reichlichen Mussestunden verkürzten. Auf seine Führung hin war in Jerusalems Instruktion der Passus aufgenommen worden, „dass derselbe überflüssige Gesellschaften und solche Gelegenheiten, die den Zweck seiner Bestimmung hindern, die nötige Aufmerksamkeit unterbrechen oder wohl gar Verdriesslichkeiten und schädliche Folgen nach sich ziehen können, äusserst zu vermeiden und seinem Stande und caractère gemässen Wohlstand allenthalben sorgfältigst zu beobachten habe." Der junge Mann bat nun um Weglassung dieses Passus, da er fürchtete, dass dadurch „gar widrige Begriffe von seinem caractère gefasset werden" könnten. Das Gesuch ward vom Ministerium befürwortet,

1) an Graf Wallmoden 31. August 1772.

2) a. a. O. S. 178 f. und 187.

auch genehmigt, kam aber zurück mit der eigenhändigen Randbemerkung des Herzogs: „Es ist etwas naseweis von dem jungen Menschen, dass man seinetwegen meine Instruktion ändern soll, jedoch aus consideration seines Vaters kanns geändert werden, wie vorgeschlagen.“

Die zweite an sich ebenso unbedeutende Affäre zog ihm von Anfang an die Missgunst seines neuen Vorgesetzten zu. Die Mitglieder der Visitationskommission hatten den Rang von Subdelegaten, spielten sich aber allgemein wie die Mitglieder des Gerichts als wirkliche Gesandten auf, woran in Wetzlar schon alles gewöhnt war. Jerusalem hat nun bei der ersten Begegnung mit Herrn von Höfler diesen nicht: Herr Gesandter, sondern — was er wirklich war — Herr Hofrat angeredet, „worauf ihm denn Herr von Höfler selbst gesaget, dass er sich dieses Prädikat von ihm, so wie er es von allen Anderen bekäme, ausbitten wolle“. Diese Vorkommnisse sind deshalb erwähnenswert, weil sie in sich bereits den Keim tragen, dieses der unhaltbaren Stellung zu seinem Chef, jenes der nicht mehr allzu wohlwollenden Behandlung von Seiten des Hofes, wenigstens der offiziellen Stellen. Dieser wird nämlich gleich von Anfang an von Höfler mit Beschwerden über seinen neuen Sekretär voll unberechtigter und unglaublicher Behauptungen bestürmt, während Jerusalem Verteidigung auf Verteidigung absendet erst an die Minister, dann an den Herzog selbst. Sowohl der Sekretär als der Hofrat erhalten dann — da der gleichfalls stets gehörte braunschweigische Gesandte beim Gericht meist für den Ersteren eintritt — Ermahnungen, Jerusalem weiterhin officiell eine scharfe Rüge, während er unter der Hand mehrfach, einmal vom Erbprinzen persönlich, zur Geduld ermahnt wird. Auf seine Unschuld pochend, sieht er trotzdem die auf seine Verteidigung hin nicht zurückgenommene scharfe Rüge als Kränkung seiner Ehre an, die ihm ein Verbleiben im Dienste seines Vaterlands unmöglich mache. Dazu kommen sonstige Chikanen Höflers, auch eine Kränkung von ganz anderer Seite, die ihn um so schwerer traf, als sein Chef nicht unterliess, sie in seinem Sinne auszubeuten. Die aristokratische Gesellschaft des Wetzlarer Gerichts hat im Bewusstsein ihrer numerischen Stärke und wegen ihrer engen Verbindung mit dem umwohnenden Adel eine gesellschaftliche Exklusivität aufrecht erhalten, wie man sie an den Höfen — besonders den norddeutschen — schon längst nicht mehr kannte. Nun war Jerusalem durch die Bekanntschaften seines Vaters in einem dieser aristokratischen Häuser eingeführt, bei dem Präsidenten Graf Bassenheim und dort passierte ihm jene im Werther ausführlich geschilderte Scene: er musste eine Gesellschaft, in die er auf eine Auf-

forderung des Grafen gekommen war, verlassen, um einen drohenden Skandal zu verhüten.

Diese beiden Motive: Die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse und die gesellschaftliche Kränkung sind wichtig im Leben, nicht in der Dichtung, wo sie nur in der ersten Bearbeitung und auch da nur als Nebenmotive weitere Verwendung finden. All diese verschiedenen Missgeschicke haben eine krankhaft melancholische Stimmung in dem jungen Manne nur genährt, nicht erst geweckt. Denn dass eine solche von früh an vorlag, zeigt gleich der erste uns erhaltene Brief des achtzehnjährigen Studenten an seinen Vater[1]: „Mein letzter Brief an Sie", so beginnt er, „muss mehr Hypochondrie verraten haben, als ich wirklich selber besitze. Ich schliesse es wenigstens aus Ihrer gütigen Antwort, worin sie meine vielleicht zuweilen zu finstern Gedanken mit so vieler Gründlichkeit wiederlegen". Seine nach Kestners Bericht unermüdliche Lektüre aller erreichbaren Romane, aller Tragödien, besonders der grässlichsten, auch philosophischer, besonders psychologischer Schriften trug nicht zur Verminderung, sondern nur zur Stärkung dieses Zuges bei und wenn Lessing in der erwähnten Vorrede sagt: „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich", so hat er diese gefährliche Wirkung treffender geschildert als selbst erkannt. Ein solcher kränkelnder Geist ist eben sein Freund nur allzusehr gewesen, und das Forschen und Grübeln, das er in Gemeinschaft mit dem grossen Kritiker einst den Objekten gegenüber so trefflich gebraucht hatte, ward zur Gefahr, als er es in einsamen Stunden auf seine eigenen Gefühle anwandte.

In der geschilderten Weise haben auch die beiden Männer, welche, der eine in Braunschweig, der andere in Wetzlar, ihm zuletzt noch am nächsten gestanden haben, sein Schicksal erklärt: der schon erwähnte Eschenburg, mit dem er bis an sein Ende korrespondiert hat, schreibt nach seinem Tode an einen seiner Verwandten[2]: „Ich glaube es gern, dass die ganze Lage, worin er sich dort befand, zu seinem Missvergnügen viel beigetragen, dass der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte,

1) V. f. L. G. II 1889 S. 533.

2) ebd. S. 544.

in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrössern, als zu zerstreuen, und alles nur von der unangenehmen Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Delikatesse und einem vielleicht zu wenig gemässigten, wiewohl auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeiz, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiss weiss, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen, in allen diesen Umständen, glaube ich, Keime zu finden, woraus wahrscheinlicher Weise vielleicht aus einem mehr als dem andern der Entschluss zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist“.

Und der andere, der Mecklenburgische Freiherr von Kielmannsegg, der zur Beschleunigung eines Prozesses in Wetzlar sich aufhielt und einer der wenigen war, die dem jungen Sonderling näher standen, sagte zu Goethe[1]: „Das was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, dass misslungene Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschluss hindrängten“.

In beiden Aussprüchen ist neben dieser geistigen Selbstzernichtung noch eines anderen Grundes gedacht, den wir jetzt noch näher ins Auge fassen müssen.

III.

Die gefährliche Charakteranlage und deren Stärkung durch die fortwährende Selbstquälerei ebenso die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse hatten eben jene Katastrophe nur vorbereitet; zum wirklichen Ausbruch kam es erst durch eine unglückliche Leidenschaft. So lange er vor seinem Gewissen gerechtfertigt dastand, hatte er sich wie die Briefe zeigen an diese seine Unschuld angeklammert; erst als dieser letzte Halt ihm entzogen war, griff er zur Waffe.

Schon Lessing hatte von seinem „immer beschäftigten Herzen“ gewusst, und auch in Wetzlar ruhte dasselbe nicht trotz oder vielleicht gerade wegen des von allen Seiten auf ihn eindringenden Missgeschickes. Der Gegenstand dieser Leidenschaft aber war nicht ein heiteres Naturkind, wie Lotte Buff, sondern die glänzendste und verführerischste Erscheinung der dortigen Welt, die Frau seines churpfälzischen Kollegen, Elisabeth Heerdt, eine Mannheimerin von Geburt, Tochter des dortigen Hofbildhauers Egell.

1) G.'s Briefe (W. A.) Bd. II S. 40.

„Sie ist eine Schönheit", sagt der sicher verlässliche Kestner[1]) in seinem Tagebuch am 25. Januar 1772, nachdem er die übrigen jung verheirateten Gesandschaftssecretäre teilweise mit sehr sarkastischen Bemerkungen aufgezählt hatte, „und ohne Frage die schönste Frau aller hiesigen Kreise. Ausserdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollendeten Weltdame, auch Talent für die Wissenschaften, sie spricht unter anderem französisch und italienisch; sie hat Geist, ein sehr gutes Herz, einen edeln Charakter und um das Mass vollzumachen ist sie so schön sie ist, von untadeliger Sittsamkeit. Ihr Gatte ist ausserordentlich eifersüchtig, obgleich sie ihm nicht den geringsten Anlass bietet."

Trotz dieser Eifersucht hatte Heerdt den jungen Kollegen in seinem Hause eingeführt, in dem der gesellschaftsscheue Sonderling viel verkehrte; er selbst war mehrfach dessen Gast an den Festtafeln der Ritter im Kronprinzen. Eine derartige Gelegenheit bot denn auch den Anlass zur Katastrophe, die wir in Kestners nüchterner aber zuverlässiger Schilderung kennen lernen wollen, um dem Ausgang des Romans die fast noch romanhaftere Wirklichkeit gegenüberzustellen.

Niemand, auch nicht den ihm am nächsten stehenden Kielmannsegg hatte Jerusalem zum Vertrauten seines Herzensgeheimnisses gemacht; nur Goethe will es schon damals dem einsamen Nachtwandler angesehen haben. „Der arme Junge", schreibt er nach seinem Tode. „Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern, dass ich darüber lächelte." Übrigens ein Beweis, wie weit er selbst vom wirklichen Verliebtsein entfernt war!

Wir lassen nun Kestner erzählen:

„Vergangenen[2]) Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegg, mit einem missvergnügten Gesichte. Dieser fragt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan; . . . Nachmittags (Dienstag) ist er bei Secretär H . . . gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielten sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlug Jerusalem oft unmutsvoll vor die

1) Nord und Süd 1893 S. 306.

2) Goethe und Werther, Briefe Goethe's meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten herausgegeben von A. Kestner. 2. Aufl. Stuttgart und Augsburg 1855. S. 91 ff.

Stirne und sagt wiederholt: Wer doch erst todt — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spasst darüber ... Am Mittwochen, da im Kronprinz gross Fest war und jeder jemanden zu Gaste hatte, ging er, ob er gleich sonst zu Hause ass, zu Tisch und brachte den Secretär H... mit sich. Er hat sich da nicht anders als sonst, vielmehr muntrer betragen. Nach dem Essen nimmt ihn Secretär H ... mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der H. . . .: Liebe Frau Secretärin, das ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. Sie hält es für Spass und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwoch) ist Jerusalem allein bei H. . . .s gewesen, was da vorgefallen, weiss man nicht" ... und als Ergänzung dieses Berichtes[1]): „Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Secretär H . . . haben, dass am Mittwochen vor Jerusalems Tode, da dieser beim H ... und seiner Frau zum Kaffee war, der Mann zum Gesandten gehen müssen. Nachdem der Mann wiederkömmt, bemerkt er an seiner Frau eine ausserordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beide ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. — Jerusalem geht weg. Secretär H ... macht über obiges seine Betrachtungen; er fasst Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm nachteiliges vorgegangen sein möchte, denn er ist sehr argwöhnisch und eifersüchtig. Er stellte sich jedoch ruhig und lustig; und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt: Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt, was sie meinte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bei sich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet: Nein; und sie müssten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, dass sie seinen Umgang ganz vermeiden müsste. Und sie hielte sich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sei. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sei natürlicher Weise darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht etc. Sie verlange nun, dass ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen".

In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag hat er sich dann erschossen, bekanntlich mit den Pistolen Kestners, die er sich am Tage vorher unter dem Vorgeben einer Reise geliehen hatte.

1) ebd. S. 101 f.

Elisabeth Heerdt hat sich nach dem Erscheinen der Goethischen Dichtung durch eine gemeinschaftliche Freundin — die im Berichte erwähnte auch bei Goethe vielfach genannte Nachbarin Annchen Brandt — an Charlotte Kestner gewendet und um deren Gedanken über den Roman gebeten aber von diesem Meinungsaustausch der beiden weiblichen „Urbilder“ des Romans ist leider nur der Brief der Vermittlerin erhalten geblieben.

IV.

Wir haben die dem Hauptereignisse des Romans zu Grunde liegende historische Thatsache und Persönlichkeit möglichst eingehend kennen gelernt, weil Goethe dieselben bei der Ausarbeitung genau kannte; — nicht nur durch Kestners Bericht, denn eine Woche nach Jerusalems Tode, war er mit seinem späteren Schwager Schlosser, der dort Geschäfte hatte, für einige Tage — vom 6.—10. November — nach Wetzlar gewandert und hatte an verschiedenen Stellen — sicher bei dem Freiherrn von Kielmannsegg — Erkundigungen eingezogen. Dass aber gerade die letzten Ereignisse dort recht bekannt geworden waren, dafür hatte — nach Kestners Mitteilung — der Herr von Höfler gesorgt, der sich damit etwas zu entlasten dachte, dem die Sache indessen, wie seine weitere Karriere zeigt, von seinem Hofe doch nicht ganz vergeben worden ist.

Kehren wir nun aber zum Dichter selbst zurück: In der sonst, wie wir betont haben, so genau seinen eigenen Erlebnissen nachgebildeten Erzählung des ersten Teils hatte Goethe nur e i n e n Vorgang g a n z unerwähnt gelassen:

Am 13. August[1]) — während Kestner in Giessen war — hatte er, wohl mehr in jugendlichem Uebermut, als im Verlaufe eines leidenschaftlichen Geständnisses die Braut des Freundes geküsst. Diese selbst hat dem Vorfall keine weitere Bedeutung beigemessen und beide waren noch mit einer Freundin dem Heimkehrenden entgegengegangen. Bei der Beichte am Abend hatte es — wie Kestner sich ausdrückt — eine „kleine Brouillerie“ gegeben; Goethe war an den nächsten Tagen „gleichgültig traktiert“ worden und erst eine Aussprache mit dem Freund in der Nacht vom 15. zum 16. und eine Abkanzlung durch Lotte am folgenden Tag hatte die kleine Verstimmung wieder beseitigt, worauf dann der Besuch Mercks, die gemeinsame Wanderung nach Giessen am

1) Nord und Süd 1893 S. 301.

19. August, endlich die Feier des gemeinsamen Geburtstags Goethes und Kestners am 28. ds. Mts. das alte Verhältnis wiederherstellte. Wie rückhaltlos und ernst die vorangegangenen Auseinandersetzungen waren, das spiegelt der dazu gehörige, erst vor kurzem vollständig bekannt gewordene Brief Kestners an Lotte wieder, der für seinen Charakter, wie für seine Liebe eines der schönsten Zeugnisse ist.

In dem Liebesspiel Goethes mit Lotte war dieser Kuss eine Episode, in dem Roman wird er — und deshalb mussten wir auf ihn zurückgreifen — verbunden mit jenen Nachrichten von Jerusalems letztem Besuch bei der Gattin des Freundes — auch mit weiteren Zuthaten — zum Höhepunkt der Entwicklung, zur direkten Veranlassung der Katastrophe.

Hier verknüpfen sich die beiden Erlebnisse, das harmlos heitere Liebesgetändel und das tragisch-düstere Hervorbrechen elementarer unbezwinglicher Leidenschaft. Die Verbindung aber herzustellen zwischen beiden, das war die Aufgabe des zweiten Teils der Dichtung, ja wir können sagen der eigentlichen Dichtung.

Dass dazu die Charaktere der Personen, wie die ganze sie beherrschende Grundstimmung eine wesentlich andere werden musste, ist leicht erklärlich und wir werden gleich sehen, wie ihm auch die äusseren Verhältnisse darin zu Hilfe kamen.

Zunächst aber noch ein Anderes!

V.

Ein genauer Kenner Goethes hat dessen „Art zu arbeiten“ in einem diesem Thema gewidmeten Aufsatze [1]) einmal in zwar etwas pedantischer Einkleidung etwa doch im Ganzen zutreffend gerade am Werther so charakterisiert: „Wir dürfen sagen: Das Aperçu verleiht dem noch unbestimmten Stoffe seine innere Form . . . Gegeben sind die Empfindungen, die Goethe selbst durchstürmten, die ganze sentimentale Naturliebe, der Hass gegen die Konvention, das Gefühl der Isolierung, die Liebe zu Lotte. Nun erfährt der Dichter Jerusalems Schicksal — und das Aperçu ist da: sein individueller Fall wird durch die Analogie eines zweiten Einzelfalles ihm zum typischen Fall. Goethes Erlebnisse in Wetzlar erhalten die innere Form, die den Werther zu einem einheitlichen Kunstwerk macht, indem sie auf die typischen Gefühle eines Jünglings dieser Zeit zurückgeführt werden ohne ihre Individualität zu

1) Richard M. Meyer: G. J. XIV S. 175.

verlieren". Wir können noch weiter gehen: Goethe oder wenigstens der junge Goethe wählte diesen zweiten Einzelfall stets so aus, dass er gewissermassen die Steigerung, die Potenzierung seines eigenen Erlebnisses bildet und ihn selbst daran erinnert, an welchen Klippen ihn sein guter Genius vorbeigeführt hat, der ihn nur innerlich durchleben liess, was ihn äusserlich vernichtet hätte.

So wird der gute redliche Mensch, der allein auf diese seine Redlichkeit vertrauend allem Kleinkram von Rechten und Herkommen die Stirn zu bieten wagt, zum Ritter Götz, der mit dem besten Willen zum Recht, in Unrecht, Unglück und Unehre untergeht.

So wird der eigene faustische Erkenntnisdrang in der Person des sagenhaften Vorbilds zum kühnen Trotze des himmelstürmenden Magus, der im Bund mit der Hölle unglücklich macht und unglücklich wird — denn von einer Rettung Fausts ist in dieser ältesten Form der Dichtung noch keine Rede.

So wird die Figur der plötzlich verlassenen Jugendfreundin, der er nur hoffnungslose Liebe erweckt und damit das Herz gebrochen hat, an der Hand kriminalistischer Beispiele zum Urbild einer grausigen Verführungstragödie, deren ganzen Jammer er in seinem Helden selbst durchkostet.

So wird auch der harmlose jugendliche Anbeter der Braut seines Freundes zum Werther zum dämonischen Opfer seiner unerlaubten aber unbezwinglichen Leidenschaft.

Solche dämonische Naturen sind selbst stets stumm; sie beweisen durch Thaten, nicht durch Reden und Dichten; und nur ein grosser Künstler kann nachstammelnd annähernd verdollmetschen, welche Kämpfe in ihnen vorgehen, denn er fühlt Blut von ihrem Blute, das ihm sein Genius glücklich gezügelt hat. Und wenn nach dem Ausspruch eines grossen Psychologen die Tugenden und die Fehler nicht nur eines Volkes sondern auch eines Zeitalters im Laufe der Geschichte zu Menschen werden, so gilt das besonders von solchen Naturen und der Dichter, der hier fähig ist, in seinem Vorwurf nicht nur den dämonischen Charakter an sich, sondern auch das Opfer des Zeitgeistes zu schildern, wird den höchsten Preis erringen. Das aber hat Goethe mit Bewusstsein gethan in seinem Werther. Er hat nicht nur die Züge in den Vordergrund gerückt, in denen er sich dem Unglücklichen verwandt fühlte, sondern vor allem die, in welchen ihm die gesamte Geistesrichtung der Zeit an seinem Schicksal mitschuldig zu sein schien. Darum wuchs ihm auch

in seinen Gedanken die Dichtung weit hinaus über den kleinen Kreis, in dem sie begonnen; er verlor ganz das Gefühl für die ungeheure Taktlosigkeit, die er mit der Publizierung seinen Freunden gegenüber begangen hat; ja als ihm dieselbe durch Kestners ungehaltenen Brief zum Bewusstsein kam, da schrieb er — noch ehe er eine Nachricht haben konnte von der Wirkung seines Werkes — mit prophetischer Siegeszuversicht: „Ich wollt um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast ... Werther muss — muss sein — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heisst — trutz euch und andern — eingewoben ist[1]).

Um aber der Sprecher einer solchen Zeitstimmung zu werden und sich selbst dazu berufen zu fühlen, musste er einmal diese selbst in sich oder um sich völlig — bis zur Karrikatur — erleben und erblicken. Dann aber der grosse Dichter sein, der das Recht und die Pflicht fühlt, für sein Volk und zu seinem Volke zu reden. Das erste konnte er nicht in der gesunden und heiter-klaren geistigen Atmosphäre seines Wetzlarer Kreises. Das andere war er noch nicht in der Lahnstadt, wo Jerusalem nichts von ihm zu melden weiss, als dass er, der schon in Leipzig ein Geck war, nun auch noch frankfurter Zeitungsschreiber geworden sei, sondern erst als der von seinem Vaterlande bereits anerkannte und gefeierte Dichter des Götz.

VI.

Es war wohl vor allem das Drängen Mercks, welches Goethe endlich bewogen hat, Wetzlar in der schon angedeuteten Weise plötzlich zu verlassen. — Übrigens hatte er auch die gewöhnliche Ausbildungszeit der Praktikanten am dortigen Gerichtshof — 3 Monate — schon längst beendet. Nach seiner Rückkehr schloss er sich dann wieder mit Feuereifer jenem Kreise des Darmstädter Freundes an, in dessen empfindsamer Atmosphäre er schon vor der Wetzlarer Zeit mehrfach und gerne geweilt hatte: der „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen" wie sie sich selbst nannten[2]).

---

1) Briefe II S. 207 f.

2) Die Charakteristik des Darmstädter Kreises schliesst sich vielfach wörtlich der trefflichen Schilderung in Heinemann: Goethe, I. Band. Leipzig 1895 S. 182 ff. an.

Auch der sonst so scharfe Kritiker und Verstandesmensch Merck spielte hier den „sentimentalen Gefühlsmenschen, der verliebte, empfindsame Gedichte schmiedete"; ja er war der Mittelpunkt des Kreises, von dem ausser ihm noch das gefühlsseelige weibliche Kleeblatt, das Goethe unter den Namen Psyche, Urania und Lila im Tone der Zeit und des Kreises angesungen hat, erwähnt werden sollen. (Karoline Flachsland, Herders Braut und die Hofdamen von Roussillon und von Ziegler). Hier war Herz und Gefühl Trumpf; Freundschaft und Liebe Losung. Man kannte nur Liebe und Hass; massvolle Empfindung galt für Gefühllosigkeit. Lieber wollte man Empfindung heucheln, als für gefühllos gelten. In diesem Freundeskreise, der gewissermassen die Empfindsamkeit verkörperte, sehen wir ein ewiges Wogen der Gefühle, von Hass, Liebe und Eifersucht; zehnmal beschworene Freundschaft, die doch wieder angezweifelt wird; durch Eide versicherte Überzeugung von der Treue und dem Seelenadel des Freundes und bald darauf einen Bruch um einer Kleinigkeit, eines der unendlichen „Missverständnisse" willen. In diesem Meere von auf- und absteigenden Gefühlen, von Ebbe und Fluth ohne Übergang verrücken sich auch die Grenzen von Freundschaft und Liebe. Hinter der Freundschaft verbergen sich heisse Empfindungen, Kuss, Umarmung wurde etwas Gewöhnliches zwischen Freund und Freundin, und nicht ohne Grund murrte der Bräutigam Herder, wenn er die begeisterten Berichte seiner Braut von den Zusammenkünften der Freunde erhält. Hier konnte man die à la mode Liebe und Eifersucht an der Quelle studieren. Und als dann in jenen Kreis noch der in Gefühlsseeligkeit schwimmende, aber, wie sich bald zeigte, scheinheilige und im Trüben fischende Leuchsenring — damals Erzieher des Erbprinzen — trat, da fehlte unter den Originalen auch die Karrikatur nicht mehr. Das war die Atmosphäre, in welcher der junge Dichter Trost suchte und fand für die wirklichen und eingebildeten Wunden seines Herzchens. „Denken Sie nur", schreibt seine Schwester am Samstag den 21. November an Kestner „er ist schon seit Montag weg und hat noch kein Wort von sich hören lassen, ist das nicht zu arg — aber so macht ers", ja wie sie 8 Tage später mitteilt, hat er zwar geschrieben aber „denkt nicht ans Wiederkommen." Thatsächlich ist er vier Wochen dort geblieben und „es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier", schreibt er selbst in einem ganz neuen Tone dem Wetzlarer Freunde. Ein neuer Besuch dort im April des folgenden Jahres traf eine womöglich noch aufgewühltere Gefühlswelt: der Tod der einen Freundin, der bevorstehende Abschied der andern, vor allem die durch

Leuchsenrings Minirarbeit hervorgerufenen Verstimmungen hatten die Empfindsamkeit einen solchen Kulminationspunkt erreichen lassen, dass nur das baldige Auseinandergehen die „Heiligen“ vor einem sehr unheiligen Aufeinanderplatzen bewahrte.

Das ist die krankhafte Stimmung, welche den zweiten Teil durchweht, und in der Art des Naturgenusses, wie in der Lektüre des Helden ihren Ausdruck findet.

„Ossian[1]) hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umsausst vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des edelgefallenen ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fussstapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, so den letzten verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken sehe, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wachsenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und Fragen, wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fusstritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde.

O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen und meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.“

Und nicht ohne Grund ist es am Schlusse die Lektüre des Ossian, die den Liebenden die Fassung raubt und zum Ausbruch der beherrschten Leidenschaft führt!

Welch' andere Töne als die vorher citierten des ersten Teiles.

---

1) S. 202.

Nirgends aber springt diese Verschiedenheit deutlicher hervor als bei dem Gedanken, der beiden Gefühlswelten gemeinsam ist und doch so unendlich verschieden gefasst wird:

Beim Gedanken des Todes vor allem des Todes durch eigene Hand.

Der Selbstmordgedanke ist nicht etwa, wie man vielfach liest, durch den Werther in Deutschland so verbreitet worden; er war vielmehr schon vorher der damaligen Generation besonders der Jugend vertraut und ein Gegenstand der philosophischen Betrachtung, wie der praktischen Bethätigung. Von dem Helden der jungen Generation, dem grossen Friedrich wusste man, dass er fest entschlossen war, eine unverbesserliche Wendung des Krieges nicht zu überleben und diese Stimmung hat unter den Heroen des Altertums — Goethes Lieblingsbeispiel ist der Kaiser Otho — noch viele andere Vorbilder gefunden und auch in kleineren Kreisen an Boden gewonnen. Auch Mendelssohns Polemik im „Phädon" hat derselben wenig Abbruch thun können und Jerusalem, sonst ein getreuer Anhänger der Berliner Philosophen hat ihr gegenüber eine ausführliche Verteidigung des freiwilligen Todes in einem seiner Aufsätze geschrieben. Auch am Wetzlarer Juristentisch hatte, wie wir nicht nur von Goethe wissen, diese Streitfrage häufig das Thema der Gespräche gebildet; besonders einmal, als — allerdings fälschlich — das Gerücht ging, ein Mitglied der Tafelrunde — eben der früher genannte Goué — habe auf diese Weise geendet. Wie lebendig aber die damaligen Eindrücke und Gedanken darüber noch in dem gealterten Goethe fortlebten, das zeigt der breite Raum, den er ihnen in seiner Selbstbiographie an dieser Stelle noch gewidmet hat.

In allen solchen Betrachtungen und Gesprächen aber handelt es sich um jene der stoischen Philosophie entstammende Todesverachtung, die das Leben von sich wirft, wie ein abgetragenes Kleid, die wie Faust sagt, auch zu jenem Schritt heiter sich entschliesst, oder wie der Werther des ersten Teiles es ausdrückt: „das süsse Gefühl von Freiheit des Geistes, dass er diesen Kerker verlassen kann, wann er will". So — kalt und besonnen — war Jerusalem aus der Welt gegangen, als er nicht mehr leben zu dürfen glaubte; nachdem er bis ins Einzelne hinein seine Angelegenheiten geordnet hatte; auf dem Tische vor sich die ebenfalls jene Stimmung atmende Emilia Galotti des grossen Freundes und seinen eigenen Aufsatz „über die Freiheit". Wie ganz anders die Stimmung Werthers am Schlusse des Romans: Jenes Wühlen in der Todesstimmung, die Wollust im Ausmalen der erschütterndsten Vorstellungen, das Koquettieren mit dem Furchtbaren im Abschiedsbrief an Lotte und

dazu dann die verhängnisvolle Verbindung mit einer Teilnahme der Geliebten, welche dem Diener die Pistolen übergeben hat, durch die der Werther so vielen überspannten Seelen gefährlich geworden ist: „Sie sind durch deine Hände gegangen. Du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt. Und Du Geist des Himmels begünstigest meinen Entschluss! Und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und auch nun empfange“.

Nicht in dem Selbstmord an sich, in dieser sentimentalen Verknüpfung mit der Liebe und in der gefühlsseligen Vorbereitung durch Ausmalung des Todes lag das neue Element, das so packend, aber auch teilweise so verderblich auf die Geister besonders der damaligen Jugend gewirkt hat.

VII.

Wir sehen, die Stimmungen, die er schildern und erwecken wollte, hatte der Dichter erlebt und geschaut, er hatte eine grosse Reihe von Vorbildern, um seine Gestalten mit lebendigen Zügen auszustatten und zu individualisieren. Die Fabel war in einem einfachen und erschütternden Ereignis lange zur Hand und doch dauerte es noch ein volles Jahr, ehe aus diesen, wie er selbst sich ausdrückt, „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen“ das Werk selbst hervorging.

Inzwischen war im Juni 1773 der „Götz von Berlichingen“ erschienen und hatte seinen Autor mit einem Schlage zum berühmten Dramatiker gemacht, zum anerkannten Haupte des jungen Deutschland, oder, wie sie sich selbst nannten, der Stürmer und Dränger, weil sie einen Sturmlauf gegen alle bestehenden Autoritäten organisieren zu können glaubten.

„Der grosse Erfolg seines Dramas ist ihm ein wenig in den Kopf gestiegen“, schreibt Merck seiner Gattin. Er war sich eben der Macht bewusst geworden, die ihm sein Genius gab; der Gewalt seines Wortes über das hörende und lesende Publikum. „Ich habe an dem Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel der Kritik anzufahren“, schrieb er selbst, und an das Herz des Volkes gedachte er sich von neuem zu wenden. Wenn er bis jetzt die Schwächen seines Freundeskreises in seinen erst viel später gedruckten Fastnachtsspielen schonungslos und teilweise überderb gegeisselt hatte, wollte er nun noch einmal aus dem eigenen Leben und aus der nächsten Umgebung schöpfen, aber nicht scheltend und spottend, sondern rührend und verklärend. Darum wandte

er sich auch von einer anfangs in Aussicht genommenen dramatischen Bearbeitung ab — der Wechsel in der Grundstimmung hätte ihm eine solche ganz unmöglich gemacht — und wählte den Roman zuerst rein in Briefen, im zweiten Teile und gegen Ende mehr und mehr Briefe und Erzählung verknüpfend.

Immer merkbarer verblassten oder verfärbten sich dabei die Urbilder. Die Lotte des zweiten Teils ist nicht mehr das heitere Naturkind und sorgsame Hausmütterchen des früheren; sie wird reich ausgestattet mit Zügen des empfindsamen Darmstädter Kreises, wo eine Lektüre des Ossian zu seligem Vergessen aller Schranken und Pflichten führen konnte.

Albert war nicht mehr das dessen andere Vorzüge willig anerkennende, charakterfeste Gegenbild des charakterschwachen Freundes, sondern jener mürrige und pedantische Typus des eifersüchtigen Ehemannes, der Kestner so verstimmt und zu dem ein weiteres Erlebnis Goethe's, das wir gleich berühren werden, noch einige lebendige Züge geliefert hat.

Vor allem war aber Werther — der Werther des zweiten Teils — nicht mehr Goethe und noch weniger Jerusalem, denn von diesem seinem Urbild hatte er fast nur noch die gemeinsame Art des Endes beibehalten. Er wolle, schreibt der Dichter einem Freunde, dem Konsulatssekretär Schönborn in Algier, einen Menschen darstellen, „der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch seine dazutretenden Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schiesst“ [1]).

Er schildert damit treffend das Urbild, nicht seinen Werther, bei dem wir nach der „wahren Penetration“ wie nach der untergrabenden Spekulation vergeblich suchen würden.

Es ist dem Dichter hier gegangen, wie mit seiner frühesten Faustdichtung, in der er, ganz erfüllt von der erkenntnis- und thatendurstigen Gesinnung der Strassburger Studienzeit, es unternahm, den unbefriedigten Grübler, den rastlosen Forscher darzustellen, und wo ihm unvermerkt die Tragödie des strebenden Mannes sich unter seiner Hand verwandelte in die Leidensgeschichte des liebenden Weibes; wo Faust zurücktritt bis zum Verblassen und Gretchen zur Heldin des Dramas wird.

Weder der grübelnde Magus, noch der seine Schmerzen tief in sich verschliessende und an dieser Verschlossenheit zu Grunde gehende Jüng-

1) Briefe II S. 171.

ling waren Gestalten, denen der sonnige und mitteilsame junge Goethe seine eigenen Gefühle hätte leihen können.

Kurz, überall hat die Dichtung neue Figuren geschaffen und nur einesteils die naturgetreue Schilderung des ersten Teiles, andererseits die unglaubliche Nachspürerei und die Gefühlsrohheit, mit der sich der allgemeine Klatsch bald dieses Themas bemächtigte, hat das Auffinden der „Urbilder“ ermöglicht, das erst die Forschung in die notwendigen Grenzen wieder zurückgedämmt hat.

VIII.

Wir haben die inneren Bedingungen zur Entstehung der Dichtung alle kennen gelernt; unter den äusseren fehlt uns nur noch eine und zwar die, welche die direkte Veranlassung zur Vollendung des nach Goethe's eigenen Worten lange und geheim vorbereiteten Werkes geworden ist.

Nach seiner Abreise von Wetzlar war der Dichter nicht gleich nach Frankfurt gegangen, sondern hatte mit Merck eine zehntägige Rheinreise gemacht und auf dieser in Koblenz die geistreiche und empfindsame Gattin des kurtrierischen Geheimrats von La Roche und deren 16jährige Tochter Maximiliane kennen gelernt. Mit der letzteren schloss er seiner Gewohnheit gemäss eines jener geschwisterlichen Freundschaftsbündnisse, an denen Goethe's Jugend so reich ist; und ein reger Briefwechsel mit Mutter und Tochter, auch ein Besuch der La Roches in Frankfurt liessen diese Verbindung schnell zu einer engeren werden.

Als dann ein Jahr später die junge Maximiliane — oder wie Goethe sagt „Maxe“ — als Gattin des weit älteren Handelsherrn Peter Brentano nach Frankfurt kam, setzte er diesen vertrauten Verkehr fort und ward in ihrem Hause bald ebenso heimisch, wie einst in der Buffschen Familie, um so mehr, als auch „die Bübchen“ hier nicht fehlten, da Brentano bereits Witwer mit fünf Kindern war. „Goethe“, spottet Merck, „hat die kleine Brentano über den Oel- und Käsegeruch und über die Manieren ihres Gatten zu trösten“. Dieser aber trat dem Dichter nun wirklich bald als jener eifersüchtige Ehemann entgegen, den er dann in seinem Albert verkörperte, wie ja auch Lotte jetzt Maxens schwarze Augen erhalten hat. Nach einer sehr heftigen Szene zwischen den beiden Männern verschwur sich Goethe, das Haus nicht wieder zu betreten und die Vermittlungsversuche der damals noch in Frankfurt anwesenden Frau von La Roche blieben ohne Erfolg. Dieses Wiederaufleben der alten

teils erlebten, teils erdichteten Situationen ward aber nun die äussere Veranlassung zur endgiltigen Aufzeichnung des Werther. Gleich am Tage nach Frau von La Roche's Abreise hat er die Dichtung begonnen und nach „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen" jetzt in einem Zuge wie im Traume niedergeschrieben und vollendet.

Zur Herbstmesse 1774 sind „Die Leiden des jungen Werthers" erschienen.

Das Werk ist wohl eines der wirkungsvollsten in der ganzen Weltlitteratur gewesen und es wäre eine neue interessante und wichtige Aufgabe, dieser seiner Wirkung im Einzelnen nachzugehen und damit seine litterarische und kulturhistorische Bedeutung festzustellen.

Wir beschränken uns hier zum Schlusse darauf, noch einen anderen Teil dieser Bedeutung klarzustellen: die biographische, d. h. die Bedeutung, welche die Dichtung für Goethe's Leben gehabt hat:

Zunächst hat sie ihm, wie jede reine — von Nebenabsichten freie — poetische Beichte innerlich den gerade durch das letzterwähnte Ereignis von neuem gestörten Frieden wiedergegeben; dann hat sie den Ruhm des Dichters, der sich mit dem Götz bereits die erste Stelle unter dem damaligen „jungen Deutschland" erobert hatte, weit hinausgetragen über die Grenzen seines Vaterlandes.

Endlich aber stehen zwei Freundschaftsbündnisse, die für sein ganzes künftiges Leben bestimmend werden sollten, im engsten Zusammenhang mit dieser Schöpfung seines Geistes:

Dem Dichter des Werther galt in erster Linie der Besuch Karl Augusts und auf die Einladung nach Weimar mag das Vorbild jenes „Fürsten", der im zweiten Teil des Romans den jungen Werther aus seiner peinlichen Situation zeitweise herausreisst, nicht ohne Einfluss geblieben sein.

Sein Werther aber empfahl ihn, schon ehe sie ihn selbst gesehen hat, jener Frau, die dem männlicher Leitung und Führung entwachsenen Dichterjüngling nun für ein Jahrzehnt Muse und Mentor in einer Person werden sollte. Bei Charlotte von Stein sollte er auch die Liebesschmerzen Werthers durchkosten, gegen welche die Schwärmerei für die Wetzlarer Lotte nur ein tändelndes Vorspiel gewesen war.

„Hier, liebe Lotte", schreibt er bei Übersendung einer englischen Übersetzung, „endlich den Werther und die Lotte, die auf Dich vorspuckt".

Wie gegenwärtig und wie lebendig aber diese Kämpfe und dieser Jammer gerade damals in seinem Innern waren, das zeigen vor allem

einige aus tiefster Seele hervorquellenden Worte, die der zweiten Ausgabe des Werther von 1787 eingeschoben worden sind und von denen ich noch ein Beispiel anführen möchte:

„Ich kann nicht beten: Lass mir sie! Und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! Denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mirs nachliesse, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen“ [1]).

Ich schliesse endlich mit noch einer solchen Zusatzstelle der späteren Auflage, die weniger nach einer Bemerkung Werthers aussieht, als nach einem tiefempfundenen Selbstbekenntnis des gereiften Dichters: [2])

„Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heute wieder in Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat“.

---

1) Goethe's Schriften I Leipzig 1787 S. 217.

2) ebd. S. 101.

Der Truppensold der Kaiserzeit.

Von

A. von Domaszewski.

Dem Solde des Legionars der Kaiserzeit liegt als Rechnungseinheit ein stipendium zu Grunde, dessen genauen Betrag wir aus der Solderhöhung Domitians kennen lernen.

Sueton Domit. 7 addidit et quartum stipendium militi, aureos ternos.

Zonaras 11, 19 (= Cassius Dio ed. Boiss. 3 p. 168): *καὶ τοῖς στρατιώταις ἐπηύξησε τὴν μισθοφοράν, τάχα διὰ τὴν νίκην· πέντε γὰρ καὶ ἑβδομήκοντα δραχμὰς ἑκάστου λαμβάνοντος ἑκατὸν ἐκέλευσε δίδοσθαι.* Demnach fand Domitian einen Jahressold der Legionare vor, der in drei Raten bezahlt wurde. Jede dieser drei Raten betrug 75 Denare = 3 aurei und ein solcher Betrag führte den Namen stipendium. Der Jahressold bestand aus drei stipendia und hatte die Höhe von 225 Denaren.

Dass dieser Jahressold von 225 Denaren oder drei stipendia zu 75 Denaren durch Augustus festgesetzt wurde, wissen wir aus Tacitus' Erzählung über die Revolten, welche nach Augustus' Tode in Pannonien und Germanien ausbrachen. Ann. 1, 17 denis in diem assibus animam et corpus aestimari; hinc vestem, arma, tentoria, hinc saevitiam centurionum et vacationes munerum redimi. — nec aliud levamentum, quam si certis sub legibus militia iniretur, ut singulos denarios mererent. Da die Soldaten eine Steigerung des Tagessoldes von 10 Assen auf einen Denar fordern, so liegt der Rechnung der Münzfuss zu Grunde, nach welchem der Denar in 16 Asse geteilt wird. Ein Tagessold von 10 Assen giebt als Jahressold 3650 Asse, während der wirkliche Jahressold 3600 Asse oder 225 Denare betrug. Der geringfügige Überschuss von 50 Assen ist natürlich nur durch die runde Summe von 10 Assen veranlasst und zwingt durchaus nicht ein Rechnungsjahr von 360 Tagen anzunehmen. Demnach erhielten die Legionare am Ende der Regierung des Kaisers Augustus drei stipendia von 75 Denaren als Jahressold.

Diese Einheit des Rechnungsstipendiums von 75 Denaren geht auf den Jahressold des Legionars am Ende der Republik zurück. Polybius 6, 39, 12 sagt vom Solde seiner Zeit *ὀψώνιον δ' οἱ μὲν πεζοὶ λαμβάνουσι τῆς ἡμέρας δύο ὀβολούς*. Da hier die attische Drachme von 6 Obolen dem Denar gleich gesetzt wird, betrug das stipendium 720 Obolen oder 120 Denare[1]). Auch diesem Satze liegt eine noch ältere Bemessung des stipendiums nach Assen zu Grunde und zwar jenes Münzfusses, nach welchem 10 Asse auf den Denar gerechnet werden. Denn Plinius sagt n. h. 33, 45 in militari stipendio semper[2]) denarius pro decem assibus datus est. Demnach betrug der älteste für uns erkennbare Sold 1200 Asse des schweren Fusses. Aber von diesem Solde wurden in polybianischer Zeit die Kosten für die Verpflegung und die Ausrüstung abgezogen *τοῖς δὲ Ῥωμαίοις τοῦ τε σίτου καὶ τῆς ἐσθῆτος, κἄν τινος ὅπλου προσδεηθῶσι, πάντων τούτων ὁ ταμίας τὴν τεταγμένην τιμὴν ἐκ τῶν ὀψωνίων ὑπολογίζεται.* Dagegen werden die Kosten der Verpflegung unter Augustus[3]) nicht mehr vom Solde bestritten, sondern der Staat liefert dem Soldaten die Verpflegung kostenlos.

Hierin ist die Erklärung zu suchen für die Differenz des stipendiums der Republik von 120 Denaren und dem daraus hervorgegangenen Rechnungsstipendium der Kaiserzeit von 75 Denaren. Man wird annehmen müssen, dass das stipendium bereits am Ende der Republik um den Betrag der Verpflegungskosten verkürzt war und dieser Betrag auf 45 Denare bemessen war[4]). Dieser Abzug ist so bemessen, dass die übrigbleibende Summe ebenfalls 1200 Asse, die alte Soldeinheit, beträgt; aber es sind Asse des seit langem geläufigen Fusses, von denen 16 auf den Denar gehen.

In dieser verminderten Grösse von 75 Denaren liegt das stipendium der Republik nicht nur dem Solde der Legionare in der Kaiserzeit, sondern auch den praemia militiae, d. h. den Versorgungsgeldern der Veteranen, sowie den donativa oder largitiones, d. h. den ausserordentlichen Geldgeschenken als Rechnungseinheit zu Grunde. Nach diesem Satze hatte Augustus das Donativ bemessen, welches er in seinem Testamente

1) Vgl. Marquardt St. V. II, 95.

2) Das ist nicht die Zeit des Plinius, sondern die Zeit seiner Quelle. Denn schon unter Augustus gilt die Rechnung nicht mehr.

3) Bei Tacit. ann. 1, 17, vgl. oben, nennen die Soldaten unter den Aufwendungen aus dem Solde nicht das frumentum. Die ägyptische Ordnung Hermes 35 S. 450 kann meines Erachtens gegen Tacitus nichts beweisen.

4) Demnach ist der von Marquardt (vgl. Anm. 1) berechnete und von ihm selbst als wahrscheinlich zu nieder bezeichnete Satz von 36 Denaren für die Kosten der Verpflegung thatsächlich um ein Fünftel (9 Denare) zu klein.

den Legionaren vermachte Sueton Aug. 101 legavit — praetorianis militibus singula milia nummorum, cohortibus urbanis quingenos, legionariis trecenos nummos = Tacit. ann. 1, 8 praetoriarum cohortium militibus singula nummum milia, ⟨urbanis quingenos⟩, legionariis ac cohortibus civium Romanorum trecenos nummos viritim dedit; ebenso Dio 56, 32. Das Donativ für den Legionar ist eben ein stipendium von 75 Denaren = 300 Sesterzen. Vgl. auch Dio 59, 2. Tacit. hist. 1, 66.

Diese Stellen lehren auch, dass die entsprechende Einheit des Prätorianersoldes 250 Denare beträgt; diese Summe ist also das Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes. Die gleiche Höhe hatte deshalb das Legat, das Tiberius den Prätorianern hinterliess, und das Donativ, das Caligula bei seiner Thronbesteigung gab. Dio 59, 2 *τάς τε καταλειφθείσας σφίσι κατὰ πεντήκοντα καὶ διακοσίας δραχμὰς διένειμε καὶ ἑτέρας τοσαύτας προσεπέδωκε.* Das Vierfache gab Tiberius nach dem Sturze Seians, Sueton Tib. 48; das Zweifache Nero nach der Verschwörung Pisos, Tacit. ann. 15, 72.

Wie bei den Legionaren beträgt am Ende der Regierung des Kaisers Augustus der Jahressold des Praetorianers das Dreifache des Rechnungsstipendiums, also 750 Denare. Das zeigen die Klagen der Legionare bei Tacitus ann. 1, 17 an praetorias cohortes, quae binos denarios acceperint. Genau genommen, sind dies 730 Denare für den Jahressold. Aber niemand wird verlangen, dass Tacitus an dieser emphatischen Stelle des verschwindenden Bruchteiles gedacht haben soll, um den er den Tagessold zu klein angiebt.

Eben jene Stellen über das Legat des Augustus lehren, dass das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae 125 Denare betrug, also die Hälfte des Rechnungsstipendiums der Prätorianer. Demnach betrug der Jahressold der cohortes urbanae am Ende der Regierung des Kaisers Augustus das Dreifache dieser Einheit, 375 Denare. Vgl. auch Dio 59, 2.

Zu dieser Höhe von 225 Denaren für den Legionar, 375 Denaren für die cohortes urbanae, 750 Denaren für die Praetorianer ist aber der Jahressold dieser Bürgertruppen nicht auf einmal emporgewachsen. Vielmehr bildet die Erhöhung des Soldes der Republik durch Cäsar eine Vorstufe. Sueton Caes. 26 Legionibus stipendium in perpetuum duplicavit. Es geschah diese Verdopplung des Soldes, wie die Rechnung der Kaiserzeit nach stipendia von 75 Denaren beweist, durch die Hinzufügung eines zweiten Stipendiums, so dass der Sold 2 × 75 Denare oder 150 Denare betrug. Diesen Satz hat Augustus vorgefunden und, wie später gezeigt werden soll, noch im Jahre 5 n. Chr. festgehalten. Erst



am Ende seiner langen Regierung ist der Jahressold des Legionars durch Hinzufügung eines dritten Stipendiums auf die Höhe von 225 Denaren gestiegen, die er bei seinem Tode erreicht hatte.

Demnach ist die gleiche Entwicklung auch für den Sold der Prätorianer anzunehmen und es hat auch dieser Sold in der älteren Periode des Principates aus zwei Rechnungsstipendien bestanden, oder aus 2 × 250 Denaren = 500 Denaren.

Auch dieser Sold hat sich aus dem stipendium der Prätorianer entwickelt, wie er in republikanischer Zeit bestand. Festus berichtet über die Entstehung der Prätorianer ep. p. 223: praetoria cohors est dicta quod a praetore non discedebat. Scipio enim Africanus primus fortissimum quemque delegit, qui ab eo in bello non discederent et cetero munere militiae vacarent et sesquiplex stipendium acciperent. Demnach betrug der Sold 180 Denare oder 1800 Asse des schweren Fusses. Es ist zwar nicht bezeugt, aber selbstverständlich, dass Cäsar den Sold der cohors praetoria [1]) in demselben Verhältnis gesteigert hat, wie den der Legionen. Hätte er den Satz der Republik ohne Abzug der Verpflegungskosten verdoppelt, so wäre der Sold der Prätorianer auf 360 Denare gestiegen. Wenn er dennoch unter Augustus zur Zeit, als für den Legionssold noch der cäsarische Satz galt, 500 Denare betrug, so muss Augustus den Prätorianersold einmal ohne Rücksicht auf den Legionssold gesteigert haben. Dies ist auch geschehen und zwar bei Begründung des Principates. Dio 53, 11 *τοῖς δορυφορήσουσιν αὐτὸν διπλάσιον τὸν μισθὸν τοῦ τοῖς ἄλλοις στρατιώταις διδομένου ψηφισθῆναι διεπράξατο, ὅπως ἀκριβῆ τὴν φρουρὰν ἔχῃ· οὕτως ὡς ἀληθῶς καταθέσθαι τὴν μοναρχίαν ἐπεθύμησε.* Hier liegt ein offenkundiger Irrtum Dio's vor. Dio hat die Angabe seiner Quelle, praetorianis militibus duplex stipendium impetraverunt, so verstanden, dass der erhöhte Sold das Doppelte des Legionssoldes betrug, während die Quelle nur eine Verdopplung des Prätorianersoldes im Sinne hatte. Denn das Doppelte des Legionssoldes jener Zeit wären nur 300 Denare, also weniger als der Satz der Prätorianer zur Zeit Cäsars, immer vorausgesetzt, dass ihnen das Verpflegungsgeld nicht abgezogen wurde. Und doch hat Dio selbst, oder vielmehr seine Quelle auf das ausserordentliche Missverhältnis, das zwischen dem Solde der Prätorianer und dem Solde der Legionare bestand, hingewiesen, ein Missverhältnis,

1) Cäsar erwähnt seine cohors praetoria nie, weil sie unter einem Feldherrn seiner Art war, was sie hiess, eine blosse Stabswache. Doch ist ihre Existenz aus seinen eigenen Worten gesichert Bell. Gall. 1, 40, 15 tamen se cum sola decima legione iturum, de qua non dubitaret, sibique eam praetoriam cohortem futuram.

das am Ende der Regierung des Kaisers Augustus auch thatsächlich nachzuweisen ist. Versteht man dagegen die Nachricht so, dass der Prätorianersold verdoppelt wurde, so ist alles klar. Dann betrug bei Begründung des Principates der verdoppelte Sold der Prätorianer 500 Denare, der cäsarische Satz, den Augustus vorgefunden, 250 Denare. Dieser wieder bestand aus 2 stipendia der Republik von 125 Denaren. Demnach ist der ursprüngliche Satz der Republik von 180 Denaren um 55 Denare verkürzt. Es sind diese 55 Denare der Abzug der Verpflegungskosten, die entsprechend dem höheren Solde um 10 Denare grösser sind als bei den Legionaren.

Dass diese Konstruktion richtig ist, beweist das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae; nach dem Legate des Augustus betrug es 125 Denare; das ist das ursprüngliche Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes; als Augustus den Prätoriauersold bei Begründung des Principates verdoppelte, geschah dies durch die Verdopplung dieses Rechnungsstipendiums auf 250 Denare, das nunmehr als Rechnungseinheit dem Prätorianersolde der Kaiserzeit zu Grunde liegt[1]).

Wie lange Augustus den von Cäsar festgestellten Sold beibehalten hat, zeigen die Angaben Dio's über die Regelung der praemia militae, die dann seit dem Jahre 6 n. Chr. aus dem neugeschaffenen aerarium militare[2]) bezahlt werden sollten. Dio 55, 23: *χαλεπῶς δὲ δὴ τῶν στρατιωτῶν πρὸς τὴν τῶν ἄθλων σμικρότητα διὰ τοὺς πολέμους τοὺς τότε*

1) Es ist ganz in Augustus Art, dass er Mittelsmänner vorschob (die Conjectur *διεπράξατο*, die Boissevain in den Text aufgenommen, zerstört die historische Feinheit des Berichtes), um die Solderhöhung für die Prätorianer zu beantragen. Auch hatten die Prätorianer die Kosten der Verpflegung wieder aus dem Solde zu bestreiten, aber auch das nur zum Scheine. Denn sie erhielten das Getreide nach dem Preise der annona, bis endlich Nero ihnen auch die Verpflegung kostenlos lieferte. Tacit. ann. 15, 72 addiditque sine pretio frumentum, quo ante ex modo annonae utebantur. Sueton Nero 10.

2) Es fehlt an jedem Anzeichen, dass die praemia militae und die donativa auch den peregrinen Truppen zu Teil wurden. Wenn die Batavi Tacit. hist. 4, 19 (vgl. unten S. 225) ein Donativ verlangen, so ist das nur ein Zeichen mehr, dass sie revoltieren. Schon deshalb ist eine Ressortteilung der drei praefecti aerarii militaris, wie sie Hirschfeld, Untersuchungen S. 2 Anm. 1 vorschlägt, nach Legiones, Auxilia, städtische Truppen und Flottenmannschaften, unmöglich. Sie widerspricht auch der organischen Gliederung des römischen Heeres, welche die auxilia ausserhalb des Verbandes der exercitus legionum streng genommen nicht kennt. Ebensowenig erhalten die peregrinen Truppen Land angewiesen. Jahresh. d. öst. Inst. 2 (1899) S. 182 Anm. 59. Bei den grundsätzlichen Regelungen des Dienstes der Bürgertruppen haben wenigstens Augustus und Tiberius den Senat befragt. Vgl. oben Dio 53, 11. 55, 23. Selbst für die Ergänzung der Legionen durch Aushebungen in den Senatsprovinzen wird die Zustimmung des Senates eingeholt. Tacit. ann. 4, 4 = Sueton Tib. 30. Tacit. ann. 16, 13. Weil diese Dinge in den Senatsakten standen, wurden sie in die Annalen aufgenommen.

ἐνεστηκότας οὐχ ἥκιστα ἐχόντων. καὶ μηδενὸς ἔξω τοῦ τεταγμένου τῆς στρατείας σφίσι χρόνου ὅπλα λαβεῖν ἐθέλοντος. ἐψηφίσθη τοῖς μὲν ἐκ τοῦ δορυφορικοῦ πεντακισχιλίας δραχμάς, ἐπειδὰν ἑκκαίδεκα ἔτη, τοῖς δὲ ἑτέροις τρισχιλίας, ἐπειδὰν εἴκοσι στρατεύσωνται, δίδοσθαι. Die Höhe der praemia militiae ist sichtlich nach der Höhe des Jahressoldes bemessen. Denn das kann kein Zufall sein, dass die Legionare nach zwanzigjähriger Dienstzeit das zwanzigfache des Cäsarischen Jahressoldes (20 × 150 Denare = 3000 Denare) erhalten, also einen Betrag, der dem Solde ihrer ganzen zwanzigjährigen Dienstzeit gleichkommt. Und ebensowenig kann es Zufall sein, dass die praemia militiae der Prätorianer das Zehnfache ihres Jahressoldes (10 × 500 = 5000 Denare) betragen.

Die letzte Solderhöhung, die das stipendium der Republik verdreifachte, muss demnach in die letzte Regierungszeit des Kaisers fallen und wird eine Folge sein der verlustreichen Kriege, die seit dem Jahre 6 n. Chr. in die pannonischen und germanischen Heere so ungeheuere Lücken gerissen hatten[1]). Für diese Zeit liegen die Annalen des Dio nur mehr in Trümmern vor, so dass der Bericht über die Solderhöhung verloren gegangen sein wird. Auf die grundlegenden Regelungen des Jahres 5 n. Chr. gehen auch die Worte Sueton Aug. 49: quidquid autem ubique militum esset, ad certam stipendiorum praemiorumque formulam adstrinxit, definitis pro gradu cuiusque et temporibus militiae et commodis missionum.

Aber das mühsam gewonnene Gleichgewicht dieser neuen Dienstordnung wurde durch jene Kriege am Ende der Regierung des Kaisers wieder gestört; die Entlassung der Veteranen, wie die Auszahlung der praemia militiae unterblieb, bis endlich die Erbitterung der Soldaten nach dem Tode des Kaisers in Revolten zum Ausbruch kam. Die Forderung der Soldaten, deren Erfüllung sie für den Augenblick erzwingen, gehen auf die Wiederherstellung einer älteren Dienstordnung, die Augustus im Jahre 13 v. Chr. festgesetzt hatte[2]). Dio 54, 25 *διέταξε τά τε ἔτη ὅσα οἱ πολῖται στρατεύσοιντο, καὶ τὰ χρήματα ὅσα παυσάμενοι τῆς στρατείας, ἀντὶ τῆς χώρας ἣν ἀεί ποτε ᾔτουν*[3]), *λήψοιντο· ὅπως ἐπὶ ῥητοῖς*

1) Die Verzweiflung des alten Kaisers Sueton Aug. 23, der sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, die Varianischen Legionen neu zu bilden, erscheint wohlberechtigt.

2) Nachdem die Entlassungen seit der Begründung des Principates vollständig gestockt hatten, wurden im Jahre 14 v. Chr. durch Massenentlassungen die Heere von den altersschwachen Leuten gereinigt (Res Gestae) p. 63 und jetzt auf Grund der neuen Dienstordnung das Heer ergänzt, um es brauchbar zu machen für die geplanten Eroberungskriege am Rhein und der Donau.

3) Noch im Jahre 14 erhalten die Veteranen Landbesitz Res gestae p. 62.

ἐκεῖθεν ἤδη καταλεγόμενοι μηδὲν τούτων γε ἕνεκα νεωτερίζωσιν. ἦν δὲ ὅ τε ἀριθμὸς τῶν ἐτῶν τοῖς μὲν δορυφόροις δώδεκα, τοῖς δ' ἄλλοις ἑκκαίδεκα καὶ τὸ ἀργύριον τοῖς μὲν ἔλαττον τοῖς δὲ πλεῖον[1]). Mit dieser älteren Dienstordnung decken sich die Forderungen, welche die empörten Soldaten im Jahre 14 n. Chr. aufstellen. Tacit. ann. 1, 17 sextus decimus stipendii annus finem adferret; nec ultra sub vexillis tenerentur, set isdem in castris praemium pecunia solveretur. Ergänzend ann. 1, 36 missionem dari vicena stipendia meritis; exauctorari, qui sena dena fecissent, ac retineri sub vexillo ceterorum immunes nisi propulsandi hostis. Noch klarer werden die Bedingungen dieser älteren Dienstordnung durch zwei Inschriften, die eben der Zeit angehören, wo sie in Geltung stand.

C. I. L. V 5832 P. Tutilius P. f. O[uf.] veteranus signi[fer], aquilifer[2]) leg. V . . . curator veter[an|orum], accepit ab impe[rat(ore)] praemia duplicia; natus est A. Hirtio [C.] Vibio Pansa cos. (a. 43 a. Chr.) de[cessit] C. Fufio Gemino L. Ru[bellio] Gemino cos. (a. 29 p. Chr.).

Brambach 717 . . . . princeps II[3]) leg. XIII Gem. an. LXIIII stip. XLVI milit(aria) XVI curatoria veteran(orum) IIII evocativa III.

Der in der ersten Inschrift genannte Mann hat etwa mit 18 bis 20 Jahren seinen Dienst begonnen, also im Jahre 25—23 v. Chr.; seine Entlassung aus der Legion fällt demnach in die Zeit, wo die im Jahre 13 v. Chr. geschaffene Dienstordnung in Wirksamkeit war. Bei seinem Übertritt unter die Veteranen erhält er die praemia militiae zum ersten Male. Dann dient er als curator veteranorum in einer Stellung, die, wie das Avancement zum aquilifer beweist, dem Centurionate nahestand[4]). Bei seinem Austritt aus dem vexillum veteranorum erhält er abermals die praemia militiae. Also die Forderung, dass die praemia „isdem in castris" gezahlt werden sollen, ist damals erfüllt worden[5]).

1) Dio hat hier die Höhe der praemia militiae nicht genannt, weil sie keine Dauer hatten. Dagegen die im Jahre 5 n. Chr. festgesetzten, die er nennt, gelten noch in seiner Zeit. Vgl. unten S. 236.

2) Noch im ganzen ersten Jahrhundert nennen die Grabsteine der Soldaten nie die Charge, die der Todte bekleidet hat. Eine Ausnahme bilden nur signifer und aquilifer, weil zu dieser Stellung nur die Tapfersten berufen werden und ihr Dienst religiöse Bedeutung hat. Vgl. auch Religion d. r. H. S. 15 und Tacit. hist. 4, 25.

3) Die beiden Hasten von II sind oben beschädigt; aber es kann nur das Zahlzeichen gestanden haben.

4) Der aquilifer kann direkt zum Centurionat gelangen C. I. L. XII 2234; Brambach n. 1078. 1752.

5) Augustus selbst berichtet die Bezahlung der Praemia für die Jahre 7, 6, 4, 3, 2 v. Chr. Res gestae p. 65. Demnach ist dieser Veteran mit 20 Jahren eingetreten im Jahre 23 und nach 16jähriger Dienstzeit im Jahre 7 nach Auszahlung der praemia unter die Veteranen versetzt worden und hat im Jahre 3 bei der missio die praemia nochmals erhalten.

Die Bedingungen dieses Dienstes unter den Veteranen sind in der oben citierten Stelle des Tacitus beschränkt auf die Abwehr des Feindes. Ebenso entspricht in der zweiten Inschrift die Dienstdauer unter den Veteranen der Forderung der empörten Soldaten; sie beträgt vier Jahre. Und zwar galt dieser Dienst als effectiver Militärdienst, wie die empörten Soldaten auch einräumen, da die Dienstjahre unter den Veteranen als stipendia zählen. Dass die Inschrift der früheren Regierungszeit des Kaisers Augustus angehört, lässt auch die Bezeichnung des Centurio als princeps (secundus)[1]) erkennen. Denn diese Art der Benennung findet sich nur unter der Republik und in Zeugnissen der Triumviralzeit[2]). Später hätte die Benennung gelautet II pr. pr. = (in cohorte secunda) pr(inceps) pr(ior). Ebenso beweist für das hohe Alter der Inschrift der Übertritt des Legionars unter die evocati. Denn späterhin war die evocatio auf die Veteranen des praetoriums beschränkt[3]). Unter Augustus dagegen konnte die evocatio sogar Auxiliare treffen[4]).

Der Sold der Auxilia ist nur aus einer einzigen Stelle bekannt. Tacitus berichtet von den batavischen Cohorten hist. 4, 19: Intumuere statim s u p e r b i a f e r o c i a q u e et pretium itineris, donativum, duplex stipendium, augeri equitum numerum promissa sane a Vitellio postulabant. Ein Doppelsold nach Art der milites duplarii der Spätzeit[5]) kann hier nicht gemeint sein. Denn das ist erst eine Neuerung Caracalla's und ein Ersatz für die beseitigten dona militaria[6]). Deshalb erscheint es mir als gesichert, dass die auxilia den einfachen Sold der republikanischen Zeit erhielten, ein stipendium von 75 Denaren. Was die Bataver verlangen, ist eine Annäherung an den Sold der Legionare durch Bezahlung eines doppelten Stipendiums (duplex stipendium), also eines Jahressoldes von 2 × 75 Denaren. Die volle Gleichstellung erlangen auch die Auxilia durch die Verleihung der Civität an die ganze Truppe[7]). Denn

1) Die Erklärung Mommsens Ephem. epigr. IV p. 328 n. 1 „princeps bis fuit in duabus legionibus“ ist mir unverständlich, da die zweite Legion nicht genannt ist und wenn sie in der Lücke vorher verloren gegangen sein sollte, der Titel mit dem Iterationszeichen nicht an zweiter Stelle stehen könnte.

2) Cicero ad Brut. 1, 9. C. J. L. IX 2770 princeps tertius.

3) Dass der Mann Prätorianer gewesen, wie Mommsen, Hermes 7 S. 317 Ephem. ep. IV p. 238 not. 1. V p. 152 not. 3 angenommen hat, ist im Wortlaute der Inschrift nicht begründet.

4) C. I. L. XIII 1041. Vgl. Mommsen, Hermes 22, 547.

5) Veget. 2. 7 duplares duas, sesquiplicares unam semis consequebantur annonam.

6) Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146 ff.

7) Truppen dieser Art können auch als Gesamtheit die dona militaria erhalten, für deren Verleihung die Civität des Empfängers Voraussetzung ist. Vgl. C. I. L. III

der Sold hängt von der Rechtstellung der Soldaten ab. Deshalb hat Augustus diesen cohortes civium Romanorum dasselbe Legat vermacht, wie den Legionen[1]).

Der niedere Sold der peregrinen Truppen und der Mangel eines Anspruches auf die praemia militiae und donativa ist der entscheidende Grund, warum sich die Heeresvermehrung der Kaiserzeit in immer steigendem Maasse auf die Neuaufstellung von auxilia beschränkt. Während in augusteischer Zeit das Rheinheer acht Legionen zählt, genügen seit Hadrian scheinbar vier Legionen zum Schutze der Grenze. Dass die Germanen des zweiten Jahrhunderts nicht minder kampflustig waren als die des ersten, zeigen die Befestigungen am Limes. Aber eben diese Befestigungen sind der überwiegenden Mehrzahl nach mit Auxilia zweiter Ordnung, mit numeri besetzt, die Legionen fehlen ganz am Limes selbst.

Die erste Steigerung des augusteischen Soldes der Legionare erfolgte durch Domitian, der ein viertes stipendium von 75 Denaren hinzufügte[2]), so dass er fortan 300 Denare betrug. Aber auch der Prätoriansold ist im gleichen Verhältnis durch Verleihung eines vierten stipendiums auf 1000 Denare gewachsen. Diese Entwicklung erkennt man an dem Wachsen der Donative, die den Prätorianern aus Anlass der Thronbesteigung verabreicht wurden. So sagt Sueton von Claudius, der den Thron im Prätorianerlager erkaufte, Claud. 10: promisit singulis quina dena sestertia, primus Caesarum fidem militis etiam praemio pigneratus. Claudius gab also 15 stipendia von 250 Denaren oder den fünffachen Jahressold. Dasselbe Donativ gab Nero bei seiner Thronbesteigung Dio 61, 3 *ὑπέσχετο αὐτοῖς ὅσα Κλαύδιος ἐδεδώκει.* Die Zufriedenheit der Söldner war aber für die innere und äussere Sicherheit des Principates

6748. 11931. 11932. VI 3538. VII 929. Der einzelne Auxiliar hat nie die dona erhalten. Denn die dona militaria werden ob honorem et virtutem verliehen, Eigenschaften, die nur der Römer besitzt. Vgl. Religion d. r. H. S. 43. Wissowa's Polemik in den Strena Helbigiana p. 335 ff. trifft mich gar nicht. Ich habe durchaus nicht behaupten wollen, dass die Salus und Felicitas, welche die equites singulares verehren, nicht die römischen Staatsgötter sind. Sie sind es, ebenso wie Iuppiter, Mars und Victoria. Aber dass sie an Stelle von Honos und Virtus im Kulte der Truppen peregriner Herkunft eintreten, hat einen tiefen Sinn. Honos et Virtus Romanorum wird zur Salus et Felicitas der Provinzialen, weil das Glück der Provinzen auf der Vorherrschaft des römischen Volkes beruht.

1) Die cohortes civium Romanorum sind immer peregrine Truppen, denen die Civität als Belohnung für die Tapferkeit verliehen wurde. Sie haben die Virtus et Honos Romanorum im Dienste des römischen Staates bewährt. Nur eine scheinbare Ausnahme bilden die aus Freigelassenen gebildeten cohortes voluntariorum, die ebenfalls die Civität erlangen. Vgl. Westd. Korr.-Bl. 1891 S. 62.

2) Vgl. oben S. 218.

so unerlässlich, dass auch alle späteren Kaiser dem Beispiele des Claudius folgen mussten [1]). Das Vorhandensein eines festen Satzes in späterer Zeit erkennt man aus den Worten der vita Hadriani 5, 7 militibus ob auspicia imperii duplicem largitionem dedit. Wenn Hadrian sich so genötigt sah, den herkömmlichen Satz sogar zu verdoppeln, so ist dies ein Beweis mehr, dass er keinen gesicherten Anspruch auf den Thron besass [2]). Jedoch ist thatsächlich der von Claudius aufgestellte Preis für die Prätorianer festgehalten worden. Es zeigen dies die Nachrichten über das Donativ, das Kaiser Marcus bei seiner Thronbesteigung gab. Denn auch er, der keine Menschenfurcht kannte und eine Auflehnung der Truppen weniger zu befürchten hatte als irgend einer der Herrscher, die sich Imperatoren genannt, musste das ungeheuere Geldopfer bringen, der tief eingewurzelten Sitte folgend [3]). Vita Marci 7, 9 castra praetoria petierunt et vicena milia nummum singulis ob participatum imperium militibus promiserunt et ceteris pro rata. Dio 73, 8 *ἐψεύσατο μὲν ὁ*

---

1) Sueton sagt es deutlich genug, der eben an die Einrichtungen seiner Zeit denkt.

2) Was Groag, Röm. Mitth. 1899 S. 269 gegen Dessau und mich vorbringt, ist haltlos. Wenn in der Scene des Beneventerbogens, die die Unterwerfung Mesopotamiens darstellt, der Mann neben dem Kaiser, wie Petersen und Hula sagen, eine Toga trägt, so ist es Abgarus von Osroene. Denn als Clientelfürst und Freund des Kaisers (Dio 68, 21) besass er den höchsten römischen Orden, die ornamenta consularia. Mommsen St. R. I S. 464.

3) Wie unmöglich es war, den Truppen ein einmal erlangtes Vorrecht zu entreissen, zeigt Tacitus' Angabe über die Vacationes hist. 1, 46: Flagitatum ut vacationes praestari centurionibus solitae remitterentur. Namque gregarius miles ut tributum annuum pendebat. Quarta pars manipuli sparsa per commeatus aut in ipsis castris vaga, dum mercedem centurionibus solveret: neque modum oneris quisquam neque genus quaestus pensi habebat: per latrocinia et raptus aut servilibus ministeriis militare otium redimebant. Tum locupletissimus quisque miles labore ac saevitia fatigari, donec vacationem emeret: ubi sumptibus exhaustus socordia insuper elanguerat, inops pro locuplete et iners pro strenuo in manipulum redibat; ac rursus alius atque alius eadem egestate ac licentia corrupti ad seditiones et discordias et ad extremum bella civilia ruebant. Sed Otho ne vulgi largitione centurionum animos averteret, fiscum suum largitiones annuas exsoluturum promisit, rem haud dubie utilem et a bonis postea principibus perpetuitate disciplinae firmatam. Die gleiche Klage kehrt in den Legionen wieder Tac. ann. 1, 17; vgl. oben S. 218. Diese ganze Einrichtung ist nur verständlich, wenn die Centurionen den Sold an die Soldaten auszahlten und berechtigt waren, den beurlaubten oder vom Dienst befreiten den Sold zu kürzen; dass sie diese Abzüge in die eigene Tasche stecken, kann nur ein Missbrauch sein. Und doch gab es im Interesse des Dienstes kein anderes Mittel, als diesen Missbrauch zu sanktionieren, indem dem Befreiten der volle Sold bezahlt wird und der Fiskus die gesetzlichen Abzüge den Centurionen überdies auszahlt. Man sieht, was für Zustände in diesem Söldnerheere herrschten. Daher die stete Klage über die corrupta disciplina und die auf die Dauer erfolglosen Versuche einzelner Feldherrn und Kaiser, dem Übel su steuern. So hat Hadrian, der am energischsten eingriff, die disciplina zur Heeresgöttin gemacht, Religion d. r. H. S. 44 und C. I. L. S. VIII 18058.

Περτίναξ. ὅτι ἐπ' ἴσης τῷ Λουκίῳ καὶ τῷ Μάρκῳ τοῖς στρατιώταις ἐδωρήσατο (οἱ μὲν γὰρ ἐς πεντακισχιλίας ὁ δὲ ἐς τρισχιλίας[1]) *αὐτοῖς ἐδεδώκει).* Marcus gab daher den Prätorianern den fünffachen Jahressold ihrer Zeit, 5000 Denare auf den Mann. Die Worte der vita Marci ceteris pro rata müssen sich auf andere Truppenkörper beziehen und das pro rata ist nach Analogie der Legate in Augustus' Testament zu interpretieren.

Dass diese ungeheuere Geldvergeudung regelmässig erfolgte, erfahren wir bei der Erhebung des L. Aelius Caesar, Vita Hadriani 23, 12 ob cuius adoptionem ludos circenses dedit et donativum populo ac militibus expendit — quem cum minus sanum videret, saepissime dictitavit. In caducum parietem nos inclinavimus et perdidimus quater milies sestertium, quod populo et militibus pro adoptione Commodi dedimus. Vita Helii 3, 3 datum etiam populo congiarium causa eius adoptionis conlatumque militibus sestertium ter[2]) milies. Für die Berechnung des Congiariums ist derjenige Satz zu Grunde zu legen, den Hadrian bei seiner eigenen Thronbesteigung gab, von 75 Denaren (Vita Hadriani c. 7) und der überhaupt der normale für die Congiaria ist. Das Congiarium betrug also 15 000 000 Denare. Die Soldaten erhielten 85 000 000 Denare. Davon entfallen allein auf die Garde 50 000 000 Denare (5000 × 10 000). Dann erhielten jedenfalls, wie die vita Marci im gleichen Falle andeutet, die cohortes urbanae ein Donativ „pro rata", d. h. nach Massgabe ihres Soldes. Da die cohortes urbanae in jener Zeit mit den cohortes praetoriae eine Einheit bilden[3]), so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass ihnen wie den Legionaren und Prätorianern der Sold durch Domitian um ein viertes Stipendium von 125 Denaren erhöht wurde, also seither 500 Denare betrug. Die Stärke der cohors urbana ist gleich der der cohors praetoria auf 1000 Mann anzusetzen[4]). Es standen damals 4 Cohortes

1) In Wirklichkeit hat er auch das nicht gezahlt Vita Pertinacis 15 congiarium dedit populo denarios centenos. praetorianis promisit duodena milia nummum sed dedit sena, d. h. nur 1500 Denare.

2) Es ist dies einer der nicht zu seltenen Fälle, wo die Nebenviten, obwohl sie dem Wortlaute nach mit den Hauptviten übereinstimmen, doch den Schein eines selbständigen Zusatzes zeigen. Die stilistische Umbildung dieser Sätze in den Nebenviten hat nur den Zweck, den Schein hervorzurufen, als wäre für die Nebenviten eine selbständige Quelle benützt. Denn die Hypothese Dessau's, dass die Sammlung der scriptores historiae Augustae in der Gestalt, in der sie uns vorliegt, das Werk eines litterarischen Schwindlers ist, bleibt trotz Mommsen's zweimaligem Verdict Hermes 25 p. 228 und 30 p. 106 eine befreiende That. Die Ziffer ter milies hat also gar keine Glaubwürdigkeit.

3) Religion d. r. H. S. 70.

4) Tacit. hist. 2, 93. Dio 55, 24, der 1500 Mann nennt, denkt an seine eigene Zeit, wie er in einem Atem die equites singulares nennt, die erst Traian errichtet hat.

urbanae in Rom[1]). Demnach ist das Donativ für die cohortes urbanae auf (2500 × 1000) 2 500 000 Denare zu berechnen. Ausser dieser Truppe standen an donativberechtigten Soldaten in Rom nur noch die frumentarii und die statores, deren Zahl sich zwar nicht bestimmen lässt, die aber keineswegs gross gewesen sein kann. Hygin c. 30 rechnet im Normallager auf 4 Cohortes praetoriae, 2 centuriae statorum. Demnach dürfte es im ganzen 5 centuriae statorum gegeben haben. Nach den Überresten einer Liste, die Henzen C. J. L. VI n. 2409 wahrscheinlich mit Recht auf die frumentarii bezieht, scheint es, dass nur je drei dieser Principales aus jeder Legion nach Rom abkommandiert waren. Jedenfalls können die Donative dieser beiden Truppenkörper nicht die Höhe der Summe erreicht haben, welche nach Abzug der Donative für die Praetoriani und Urbaniciani noch ohne Verwendung bleiben. Der Betrag 32 500 000 ist so hoch, dass auch die Legionare, wie es ihrer Stellung als Bürgertruppen entspricht, bedacht worden sind. Die Stärke einer Legion ist für die Zeit Hadrians aus Sueton bekannt fr. ed. Reiffer. 278 legio dicitur virorum electio fortium vel certus militum numerus, id. est VDC. Hadrian hatte aber am Ende seiner Regierung nur 28 Legionen[2]). Die Zahl der Legionare ist demnach 156 800 (5600 × 28). Diese Zahl in 32 500 000 dividiert, zeigt, dass das Donativ für die Legionare nicht weniger als 200 Denare betrug. 200 × 156 800 = 31 360 000[3]). Aber da allen diesen Donativen das Rechnungsstipendium des Truppenkörpers zu Grunde liegt, so wird es richtiger sein, das Donativ für den Legionar auf 225 Denare oder drei Rechnungsstipendia anzusetzen[4]).

Im Allgemeinen ist ersichtlich, dass die Legionare bei diesem Donativ noch mehr zurückgesetzt sind, als zur Zeit des Augustus. Es entspricht dies nur der Umbildung der Legionen in eine rein provinziale

1) Marquardt, St. V. II S. 483.

2) Die Inschrift C. I. L. VI 3492 a. b. beweist dies sicher. Die ursprüngliche Liste ist unter Pius geschrieben.

3) Es ist dabei vorausgesetzt, dass die Legionen vollzählig waren, was gerade unter Hadrian im Wesentlichen richtig sein wird.

4) Die Summe wächst dadurch um 3 920 000 Denare, die aber bei der Gesamtsumme von 100 000 000 Denaren umsomehr vernachlässigt sein können, als bei der Summe für das Donativ von 200 Denaren ein Überschuss von 1 140 000 geblieben war. Jedenfalls ist die Differenz nicht gross genug, um die Rechnung nach stipendia aufzugeben.

Truppe, die den Charakter einer römischen Bürgertruppe immer mehr einbüsste [1]).

Noch unter Commodus ist der Sold abermals gestiegen. Man erkennt dies an dem Preis, um den Iulianus den Thron gekauft hat, Dio 73, 11 *ὅ τε Σουλπικιανὸς καὶ ὁ Ἰουλιανὸς ὑπερβάλλοντες ἀλλήλους — μέχρι γε πεντακισχιλίων δραχμῶν κατ' ἄνδρα κατὰ βραχὺ προστιθέντες προσῆλθον — Ἰουλιανὸς χιλίαις καὶ διακοσίαις καὶ πεντήκοντα ἅμα δραχμαῖς ὑπερέβαλε.* Der Entschluss Iulians, plötzlich um volle 1250 Denare, also ein Fünffaches des Rechnungsstipendiums der Prätorianer von 250 Denaren, mehr zu bieten, erklärt sich am Einfachsten, wenn dieser Betrag den Jahressold der Prätorianer jener Zeit repräsentiert. Es ist dies um so wahrscheinlicher, weil Iulianus bei der Auszahlung jenes Donativs den Satz der Auction, um dem ihm die Krone zugeschlagen wurde, wieder um 1250 Denare überbietet. Vita Iuliani 3, 2 sane cum vicena quina milia militibus promisisset, tricena dedit.

Stieg der Sold der Legionare in demselben Verhältnis, so wurde auch ihnen ein fünftes stipendium, also ein Jahressold von 375 Denaren verliehen. Auch dies erscheint glaubhaft, weil Commodus ganz am Ende seiner Regierung das Äusserste aufbot, die Provinzialheere an sich zu fesseln, wie dies in der Verleihung des Namens Commodiana an alle Legionen des Reiches hervortritt [2]). Auch wird damit ein Übergang gewonnen, der die Solderhöhung des Kaisers Septimius Severus wenigstens begreiflich erscheinen lässt.

Dass Septimius Severus den Sold über alles zulässige Mass gesteigert, bezeugen nicht nur die Schriftsteller [3]), sondern vor allem die Inschriften der Soldaten selbst, die seine largissima stipendia preisen [4]). Die entscheidende Angabe ist in der Überlieferung verstümmelt. Nach der Thronbesteigung in Carnuntum bemerkt die vita 5, 2: qui etiam sestertia quod nemo umquam principum militibus dedit. Dass hier nicht das Donativ der Thronbesteigung gemeint ist, zeigt der Zusammenhang der Erzählung selbst. Denn das Donativ fordern die Truppen erst nach

---

1) Deutlicher wird dies noch durch das Avancementsgesetz jener Zeit, welches den milites der Legionen das Emporsteigen zum Centurionat verschliesst.

2) Dio 72, 15. Es ist kein Zufall, sondern psychologisch bedingt, dass die drei Kaiser, welche allein ohne politische Notwendigkeit den Sold gesteigert haben: Domitian, Commodus und Caracalla, den Legionen ihren Namen verliehen, um das enge Band, das Kaiser und Heer vereinigte, zum Ausdruck zu bringen.

3) Herodiam 3, 8, 5 und die Stellen weiter im Texte.

4) Vgl. die Inschriften der scholae Religion d. r. H. S. 68—95; Neue Heidelb. Jahrb. IX (1899) p. 148—163.

dem Einzug in Rom; auch besass Septimius Severus im Augenblick seines Pronunciamentos gar nicht die Mittel, das Donativ zu bezahlen. Vielmehr hat die ausgezeichnete Quelle, die in einer letzten Verkürzung vorliegt, von der für die ganze Regierung des Kaisers entscheidenden Soldregulierung gesprochen. Das Regiment des Septimius Severus bezeichnet den Sieg des orientalischen Geistes, dem der Wertmesser[1]) auch militärischer Tüchtigkeit im Gelde liegt[2]) und so hat denn Septimius Severus gleich Antonius, der zuerst die römische Welt orientalisieren wollte, den Sold der Soldaten in Denaren auszahlen lassen, die mit dem Wappen der Legionen geprägt waren[3]). Wessen ist das Bild, fragt nicht ohne Grund die Schrift: Die Legionare sind die Herren der Welt[4]).

In der Stelle der vita Severi über die Solderhöhung ist das Zahlzeichen vor sestertia ausgefallen; es kann nichts anderes gewesen sein als bina[5]), also ein Jahressold von 500 Denaren. Denn jede höhere Zahl führt auf eine unmögliche Steigerung des Soldes. Die Emendation bina milia, also 500 Denare, sichern die Inschriften der scholae, die aus eben dem largissima stipendia erbaut, als stets wiederkehrende Einheit die Summe von 500 Denaren oder deren Hälfte nennen.

Religion d. r. H. S. 85 n. 180 schola der optiones nennt folgende Sätze: 8000 Sesterzen (= 2000 Denare); 6000 Sesterzen (= 1500 Denare).

n. 181 schola der tesserarii: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denaren), n. 182 schola der cornicines: 750. 200. 500. 500. 500. 500. 250 Denare.

---

1) Schon Plato Staat. 4 p. 195 ed. Bekk. sieht in dem φιλοχρήματον den Grundzug des orientalischen Charakters.

2) Septimius Severus sah den Nerv der Politik von Anfang an in der Bestechung. So liess er, der einzige aller Kaiser, der solches gethan, den Gesandten des Senates, die ihn zu seinem Siege beglückwünschen, 720 Aurei auf den Kopf verabreichen Vita 6, 1—4. Vgl. Rhein. Museum 54 p. 312. Man muss bedenken, dass unter dem Principat nicht einmal die Centurionen ein Donativ erhalten. Niemals werden bei den Donativen die Centurionen berücksichtigt, immer nur die milites. Vgl. oben S. 227 Anm. 3 den Umweg, den Otho einschlagen musste, um die Centurionen nicht zu beleidigen.

3) Die Fahnen S. 55.

4) Die Legionsmünzen beginnen wieder mit Gallienus und reichen bis Diocletian. Es ist die Zeit, in der die Herrschaft der Picke unbedingt gilt. Vgl. Religion d. r. H. S. 34 und S. 77 f. Anm. 322. Noch deutlicher wird dies durch das Avancementsgesetz dieser Periode. Die Legionsmünzen des Carausius sind ein Beweis für die Auflehnung der Picke gegen den neuen Staat Diocletians.

5) Wahrscheinlich war in der Handschrift sestertia mit SS abgekürzt, wie auf der Inschrift des dritten Jahrhunderts (vgl. z. B. C. J. L. XIV 1. 70 = Dessau 1433), also bina milia geschrieben II SS. Das wurde mit dem geläufigen H S verwechselt.

n. 184 schola des Spitalpersonales: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare); 1000 Sesterzen (= 250 Denare). Neue Heidelb. Jahrb. IX p. 152 n. 6 tabularium: 1000. 800. 500 Denare.

n. 8 officium des praefectus castrorum: 4000 Sesterzen (= 1000 Denare), ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare).

Dieser Satz von 500 Denaren ist wieder beweisend für die Existenz eines Legionssoldes von 375 Denaren (= 5 stipendia von 75 Denaren) schon unter Commodus. Severus hat, wie ähnlich Domitian, jedem der fünf bestehenden stipendia einen aureus = 25 Denare zugelegt.

Was dem Ansturm der illyrischen Legionen eine so unwiderstehliche Gewalt gegeben, war der Schlachtruf, mit dem sie ins Feld zogen: Sturz des italisch-römischen Elementes im Heere. Nach dem Siege über Iulian erfüllt der Kaiser sein Versprechen. Das neue Prätorium wurde aus provinzialen Legionaren gebildet und damit standen ihnen die höchsten Ämter des Reiches offen.

So fordern denn die Legionare, die sich alle als die neue Garde des Kaisers fühlen, als Donativ den fünffachen Satz ihres Jahressoldes, d. h. 2500 Denare. Vita Severi 7, 6 Sed cum in senatu esset, milites per seditionem dena milia poposcerunt a senatu exemplo eorum qui Augustum Octavianum Romam deduxerant tantumque acceperant. et cum eos voluisset comprimere Severus nec potuisset, tamen mitigatos addita liberalitate demisit. Dio 46, 46 nach Augustus' Einzug in Rom: *παρακούσαντες δέ τινες τοῦτο, ἔδοξαν ἀεὶ πᾶσι ἁπλῶς τοῖς πολιτικοῖς στρατοπέδοις, ὅσα ἂν ἐς τὴν Ῥώμην μεθ' ὅπλων ἀφίκηται, τὰς δισχιλίας καὶ πεντακοσίας δραχμὰς ἀναγκαῖον εἶναι δίδοσθαι καὶ διὰ ταῦτα καὶ οἱ μετὰ τοῦ Σεβήρου ἐπὶ τῇ τοῦ Ἰουλιανοῦ καθαιρέσει ἐς τὸ ἄστυ ἐλθόντες φοβερώτατοι αὐτῷ τε ἐκείνῳ καὶ ἡμῖν ἐγένοντο ἀπαιτοῦντες αὐτάς· καὶ σφᾶς οὐδ' εἰδότων τῶν ἄλλων, ὅ τι ποτὲ ἠξίουν, ἐθεράπευσεν ὁ Σεβῆρος πεντήκοντα καὶ διακοσίαις δραχμαῖς.* Die Ursache, warum die Truppen gerade 2500 Denare forderten, ist eben aus dem herkömmlichen Donativ der Prätorianer bei der Thronbesteigung, das das Fünffache des jeweiligen Soldes betrug, erklärt worden. Unmöglich können sich die Provinzialsoldaten der Donauländer auf einen Vorgang berufen haben, der sich 250 Jahre früher zugetragen hatte und anders als in der gelehrten Erinnerung nicht fortlebte[1]). Vielmehr ist diese Bemerkung der Vita Severi einer Erörterung der Quelle entnommen über die Bedeutung dieses Donatives und seine Berechtigung nach Analogie des augusteischen. Dieser ausgezeichnete

1) Dio, der im Senate anwesend war, sagt ausdrücklich, dass man im Sitzungssaale nicht verstand, was die Truppen forderten.

Schriftsteller, dem das Wertvollste in der älteren Reihe der Kaiserviten entstammt, hat sein annalistisches Geschichtswerk[1]) mit dem Siege des Septimius Severus über seine drei Gegenkaiser geschlossen. Wenigstens fehlt in den Viten späterhin jede Spur seiner Benützung[2]). Er wird demnach noch unter Septimius Severus geschrieben haben. Dio dagegen hat seine Kaisergeschichte weit später verfasst. Schon die Einkleidung der Notiz[3]) zeigt, dass er gegen die Auffassung eines Zeitgenossen polemisiert, den Schriftsteller, der der Vita Severi zu Grunde liegt, kannte.

Der Vergleich mit Augustus in der Behandlung der Söldner, der in der Vita wiederklingt, ist vollkommen zutreffend. Severus wie Augustus als Staatsmänner hochbegabt, versagten völlig als Führer ihrer eigenen Heere[4]). Nicht sie, sondern ihre Feldherrn haben die entscheidenden Siege der Bürgerkriege gewonnen. Um so höher war der Preis, mit dem sie die Schwerter ihrer Söldner erkaufen mussten. Wie der Mord der Besitzenden in den Provinzen und ungeheuere Konfiskationen die Spur von Severus' Siegeslaufbahn bezeichnen, so ist Augustus durch das Blut der Proscriptionen dem Throne zugeschritten. Aber beide verachteten das Werkzeug, wie sie es fürchteten. Wie Augustus der Begehrlichkeit der Söldner Schranken[5]) setzt, als er im sicheren Besitze der Macht war, so auch Severus. Nur in der ersten Zeit seiner Regierung schwelgen die Soldateninschriften in der Erinnerung an die Donative, später verstummen sie gänzlich[6]). Und so hat Severus, als sein Thron gegen jeden Angriff sicher stand, das Donativ an die Prätorianer bei seinen Decennalien auf denselben Satz beschränkt, den Augustus ihnen im Testament hinterlassen hatte. Dio 76, 1 *Ὁ δὲ Σεβῆρος ἐπὶ τῆς δεκετηρίδος τῆς ἀρχῆς αὐτοῦ ἐδωρήσατο — τοῖς στρατιώταις τοῖς δορυφόροις ἰσαρίθμους τοῖς τῆς ἡγεμονίας ἔτεσι χρυσοῦς.* 10 Aurei = 250 Denare sind das einfache Rechnungsstipendium der Prätorianer.

---

1) Man muss seine Augen gewaltsam der Wahrheit verschliessen, wenn man die chronologische Erzählung der Viten von Pertinax bis Septimius Severus verkennen soll.

2) Schon in der Vita Severi geht nach der Besiegung des Clodius Albinus der chronologische Faden, der bis dahin die Erzählung geleitet, vollständig verloren.

3) *παρακούσαντες δέ τινες τοῦτο.* Wer hat das missverstanden?

4) Rhein. Mus. 53 S. 638.

5) In dem monumentum Ancyranum berichtet Augustus auf das Genaueste über seine Heeresauslagen; aber von den Donativen, die er als Triumvir gespendet, schweigt er.

6) Auch die Legionsmünzen wurden nur am Anfang seiner Regierung geprägt.

Aus den Konfiskationen des Severus ist der neue Zweig der kaiserlichen Finanzverwaltung, die ratio rei privatae, hervorgegangen. Vita 12 Interfectis innumeris Albini partium viris inter quos multi principes civitatis, multae feminae inlustres fuerunt, omnium bona publicata sunt aerariumque auxerunt [1]; tum et Hispanorum et Gallorum proceres occisi sunt. denique militibus tantum stipendiorum quantum nemo principum dedit. filiis etiam suis ex hac proscriptione tantum reliquit quantum nullus imperatorum cum magnam partem agri [2] per Gallias, per Hispanias, per Italiam imperatoriam fecisset. tuncque primum privatarum rerum procuratio constituta est. Meines Erachtens war die ratio rei privatae vor Allem dazu bestimmt, die Heeresauslagen zu decken; das zeigt der Zusammenhang der Stelle mit der Erwähnung der stipendia — also des dauernden Jahressoldes — zwischen den Konfiskationen und der Errichtung der ratio rei privatae. Daraus erklärt sich dann auch der Name. Denn das Heer des Severus ist nicht mehr das Heer des populus Romanus [3], sondern das Heer des Kaisers. Die Soldaten bezeichnen sich selbst gegenüber dem Kaiser als numini maiestatique eius devotissimi [4] et dicatissimi und nehmen seit Caracalla dauernd den Namen der regierenden Kaiser an. Das Patrimonium war im Laufe der Entwicklung thatsächlich zum Staatsgut geworden; so sollten die neuen Erwerbungen, welche die res privata bilden, den rein persönlichen Zwecken des Kaisers dienend, eine isolierte Stellung in der Verwaltung erhalten, um über den Ertrag freier schalten zu können, während der Ertrag des Patrimoniums längst eine feste Zweckbestimmung im Staatshaushalte erhalten hatte.

Die laufenden Ausgaben für den Jahressold der Bürgertruppen werden unter dem älteren Principate aus dem aerarium Saturni bestritten worden sein. Deshalb auch die Verhandlungen mit dem Senate über Solderhöhung und Heeresergänzung [5]. Thatsächlich werden die Principes, wie Augustus das aerarium militare bei seiner Gründung unterstützte, durch Zuschüsse aus dem Patrimonium helfend eingegriffen haben [6]. Die

1) Aerarium ist diesem Vitenschreiber so viel wie fiscus. Vgl. Hirschfeld, Untersuchungen p. 47, wo jedoch diese Stelle fehlt.

2) Rhein. Museum 54 p. 312.

3) In dem Gebete der Saecularspiele heisst es legiones populi Romani Quiritium Saec. Aug. 95. 128 und so tralaticisch auch unter Severus Saec. Sev. IV 11.

4) Was devotus bedeutet, zeigt am Besten Lucan. Phars. 4, 532 und die ganze vorhergehende Schilderung.

5) Vgl. oben S. 222.

6) Vgl. Mommsen, St. R. 2. S. 1008.

Donativa fallen nicht unter diese Ausgaben; es sind Ehrengeschenke des Feldherrn. Dass das aerarium militare eine Kasse des populus Romanus ist, zeigt der Name, wie auch die Fundierung auf die Steuer der cives Romani und die Bestellung der praefecti durch das Loos. Gerade diese Einrichtung wird erst recht verständlich, wenn auch die laufenden Ausgaben, die stipendia für die Bürgertruppen aus dem aerarium Saturni dem Princeps überwiesen werden. Man versteht dann auch, warum der Princeps späterhin das aerarium seiner Verwaltung unterstellte.

Als auf den grossen Staatsmann Severus sein unwürdiger Sohn Caracalla folgte, da brach die wiedergewonnene Herrschaft über die Söldner rettungslos zusammen. Um Verzeihung für den Brudermord zu erlangen, füllte Caracalla die Hände der Söldner mit Gold und erstickte die Stimme ihres Gewissens Herodian 4, 4, 7 *ὑπισχνεῖται δὲ αὐτοῖς ὑπὲρ τῆς ἑαυτοῦ σωτηρίας καὶ μοναρχίας ἑκάστῳ μὲν στρατιώτῃ δισχιλίας καὶ πεντακοσίας δραχμὰς Ἀττικάς, προστίθησι δὲ τῷ σιτηρεσίῳ ἄλλο τοῦ τελουμένου ἥμισυ. κελεύει τε ἀπελθόντας αὐτοὺς ἤδη ὑποδέχεσθαι ἔκ τε τῶν ναῶν καὶ τῶν θησαυρῶν τὰ χρήματα. μιᾶς ἡμέρας ἀφειδῶς ἐκχέας πάντα ὅσα ἔτεσιν ὀκτωκαίδεκα ὁ Σεβῆρος ἤθροισέ τε καὶ κατέκλεισεν ἐξ ἀλλοτρίων συμφορῶν. οἱ δὲ στρατιῶται τοσοῦτον χρημάτων πλῆθος ἀκούσαντες, καὶ συνέντες τὸ πεπραγμένον ἤδη καὶ τοῦ φόνου διαβοήτου γενομένου ὑπὸ τῶν ἔνδοθεν φυγόντων, μόνον τε αὐτοκράτορα ἀναγορεύουσιν αὐτὸν καὶ τὸν Γέταν καλοῦσι πολέμιον*[1]).

Dass auch der Sold der Legionare in demselben Verhältnis erhöht wurde, zeigt die Gesamtsumme der Solderhöhung Caracalla's[2]). Demnach betrug der Sold des Legionars 750 Denare, das heist die Höhe des Prätorianersoldes unter Augustus. Dieser Satz ist auch noch erkennbar an dem Donativ, das Macrinus bei der Erhebung seines Sohnes Diadumenianus zum Cäsar geben musste. Dio 78, 19 *ἄλλας ἑπτακοσίας καὶ πεντήκοντα αὐτοῖς δραχμὰς προσυπέσχηται. ἄλλας* zeigt, dass Macrinus

1) Wenn etwas den Brudermörder rechtfertigen könnte, so ist es die Thatsache, dass er um seine Existenz kämpfte. Denn der Bruderzwist war so weit gediehen, dass einer oder der andere fallen musste. Die Massenexekution von 20000 Mann im Heere Dio 77, 3, 4 zeigt, wie stark der Anhang Geta's war. Wenn Mommsen in C. J. L. III 1464 mit Recht in dem eradierten Beinamen der Legio XIII Gemina den Namen Getica erkannt hat, so hatte sich Dacien bereits für Geta erhoben. Aber seit wir wissen, dass Plautian erst im Jahre 205 stürzte, ist die Zahl der Ämter, welche auf das Amt procuratur ad bona Plautiani folgen, für die Frist bis zur Ermordung Geta's im Frühjahre 212 zu gross. Vielmehr dürfte eben wegen dieses Zeitabstandes der Name des Macrinus oder des Elagabal eradiert sein.

2) Siehe unten S. 237.

bereits früher ein Donativ von dieser Höhe gespendet hatte[1]). Noch deutlicher tritt die Richtigkeit dieses Ansatzes hervor in der Wechselbeziehung zu den praemia militiae jener Zeit Dio 77, 24: *Ὁ δὲ αὐτὸς* (Caracalla) *τοῖς στρατιώταις ἆθλα τῆς στρατείας τοῖς μὲν ἐν τῷ δορυφορικῷ τεταγμένοις ἐς χιλίας διακοσίας πεντήκοντα, τοῖς δε πεντακισχιλίας λαμβάνειν.* Wie die Legionare Caracalla's den augusteischen Prätorianersold erhalten, so auch die augusteischen praemia militiae der Prätorianer. Der Satz Caracalla's für die praemia der Prätorianer ist verdorben und lässt sich durch keine Buchstabenconjectur herstellen. Dass auch den Prätorianern der Sold um die Hälfte erhöht wurde, ist aus Herodian sicher, denn gerade an die Prätorianer hatte Caracalla zuerst sein Angebot gerichtet. Da die Legionare den doppelten Sold der commodianischen Zeit erhielten, so muss dies auch für die Prätorianer gelten, die demnach 2500 Denare als Jahressold empfingen, d. h. die Höhe des Donativs, das ihnen Caracalla als erste Liebesgabe bietet. Dann war der Sold unter Septimius Severus um die Hälfte niederer, betrug also 1700 Denare. Es entspricht dies vollkommen der Erhöhung des Legionssoldes um ein Viertel. Zu dem ursprünglichen Satz von 1250 Denaren gewährt Septimius Severus seinen Prätorianern ein Aufgeld von 450 Denaren, d. h. 18 Aurei, also bei jeder der viermonatlichen Zahlungen des Soldes 6 Aurei mehr als früher. Die praemia militiae der Prätorianer und der Legionare stehen zur Zeit des Augustus im Verhältnis von 5 zu 3. Es hat deshalb grosse Wahrscheinlichkeit für sich, dass auch Caracalla dieses Verhältnis beibehalten hat und demnach in dem verdorbenen Texte des Dio *ὀκτακισχιλίας διακοσίας πεντήκοντα* herzustellen ist.

Die Richtigkeit dieser Berechnungen erhellt endlich aus dem verzweifelten Schreiben, das Kaisers Macrinus nach seiner Thronbesteigung an den Senat richtet. Dio 78, 36: *καὶ ἵνα γέ τις ἄλλα, ὅσα παρά τε τοῦ Σεβήρου, καὶ τοῦ υἱέος αὐτοῦ πρὸς διαφθορὰν τῆς ἀκριβοῦς στρατείας εὕρηντο παραλίπῃ, οὔτε δίδοσθαί σφισι τὴν μισθοφορὰν τὴν ἐντελῆ πρὸς ταῖς ἐπιφοραῖς, ἃς ἐλάμβανον, οἷόν τε εἶναι ἔφη· ἐς γὰρ ἑπτακισχιλίας μυριάδας ἐτησίους τὴν αὔξησιν αὐτῆς τὴν ὑπὸ τοῦ Ταράντου γενομένην τείνειν.*

Unter *μισθοφορά* ist nur das stipendium der milites zu verstehen; schon der Gehalt der evocati wird als salarium bezeichnet[2]) und die

1) Die Rede des Macrinus in der Vita Diadumeniani 2 habete igitur, commilitones, pro imperio aureos ternos, pro Antonini nomine aureos quinos et solitas promotiones sed geminatas. — Dabimus autem per cuncta quinquennia id quod hodie putavimus ist reiner Schwindel des Vitenschreibers.

2) Mommsen, Ephem. epigr. V p. 151.

Gehalte der Centurionen fallen nicht mehr unter den Begriff des Truppensoldes[1]). Diese ungeheuere Summe von 70 000 000 Denaren entspricht den nachgewiesenen Solderhöhungen[2]).

Die Stärke der Legion giebt Vegetius 2, 6 nach der antiqua ordinatio auf 6100 Mann an[3]), die Stärke der einfachen Cohorte auf 555 Mann. Gerade diese Zahl kehrt aber unter der Regierung des Septimius Severus in einem Zusammenhange wieder, wo sie wahrscheinlich eine Legionscohorte bezeichnet. Nach den vergeblichen Stürmen auf Atra, bei welchen die Wertlosigkeit der orientalischen Truppen wieder einmal hervortritt[4]), erbietet sich ein Offizier Dio 75, 12, 5 *ἐάν γε αὐτῷ δώσῃ πεντακοσίους καὶ πεντήκοντα μόνους τῶν Εὐρωπαίων στρατιωτῶν, ἄνευ τοῦ τῶν ἄλλων κινδύνου τὴν πόλιν ἐξαιρήσειν.* Dass diese Ziffer mit Absicht eine taktische Einheit umschreibt, ist klar. Deshalb halte ich die Angabe des Vegetius für richtig. Dann zählten die 33 Legionen[5]) des Septimius Severus rund 200 000 Mann und es giebt dies für die Steigerung des Soldes der Legionare allein 50 000 000 Denare (250 $\times$ 200 000). Die Stärke der prätorischen Cohorte wurde durch Septimius Severus wahrscheinlich auf 1500 Mann erhöht. Auf einem von Hülsen[6]) glänzend hergestellten Altare dieser Zeit nennen sich Mannschaften einer praetorischen Cohorte als Dedicanten und zwar aus jeder Cohorte 85 bis 90 Mann. Die Chargen der Liste entsprechen vollkommen den Chargen, die sich in den Entlassungslisten[7]) der Prätorianer finden. Ich halte deshalb diesen Altar für das Weihegeschenk[8]) der Prätorianer eines

1) In der Kaiserzeit hat sich der Centurionat vollständig losgelöst von dem Dienste unter den milites. Aber schon unter der Republik gilt nur der Sold der milites als aes militare. Varro bei Nonius p. 344 M: qui in ordine erat, is aes militare merebat, wo ordo im militärischen Sinne zu verstehen ist und wie das geläufige in ordine merere den Dienst als manipularis bezeichnet.

2) Die praemia militiae fallen nicht unter die Jahresausgabe, weil die Entlassungen jedes zweite Jahr erfolgten. Mommsen, Arch. epigr. Mitth. VII p. 189.

3) Die 730 Reiter seiner Legion lassen sich nicht kontrollieren und scheinen mir recht bedenklich.

4) Vgl. Tacit. ann. 13, 35. Fronto p. 200 ed. Nab.

5) Die Zahl ist sicher aus C. J. L. VI 3492 a. b.

6) Bull. comm. 1894 p. 109—125. Hülsen hat durch seine Restitution des Monuments auch bewiesen, dass die Cohortes praetoriae, gleich den Legionscohorten, 6 Centuriae zählten. Früher hatte ich dies bereits vermutet auf Grund der signa der Prätorianer. Die Fahnen S. 27 und 59 Anm. 1.

7) Es fehlen, wie dort, jene Chargen, welche nach der Dienstordnung bei der Entlassung zu evocati aufrücken. Vgl. Religion S. 91.

8) Das verstümmelte PA . . . AE, welches Hülsen mit Recht für den Beinamen einer weiblichen Göttin hält, würde ich zu pa[tern]ae ergänzen, weil die Prätorianer jener Zeit irgend eine wilde Gottheit der Donauländer verehren.

Jahrganges; da die Prätorianer 16 Jahre dienen, so ergiebt sich eine Stärke der Prätorianercohorte von 1500 Mann. Demnach beträgt die Erhöhung des Prätorianersoldes 12000000 Denare (800 × 15000).

Die cohortes urbanae werden gleichfalls auf je 1500 Mann anzusetzen sein[1]) und der Sold wird in dem gleichen Verhältnis gestiegen sein, wie der Sold der Prätorianer[2]); also unter Severus auf 850 Denare, unter Caracalla auf 1250 Denare. Dies giebt für Soldsteigerung der cohortes urbanae 2400000 Denare (400 × 6000). Ein unbestimmbarer Teil fällt auf die centuriae statorum und die milites frumentarii. Auch für die Vigiles wird eine Solderhöhung anzusetzen sein, da die bewaffneten Pompiers unter dieser Dynastie auch etwas bedeuten. Denn die Vigiles sind jedenfalls den Legionaren gleichgestellt worden; gleich diesen können sie in das Prätorium übertreten[3]).

Am deutlichsten war der Sieg der Provinzialen im Heere durch die Solderhöhung zum Ausdruck gekommen, die den Legionaren gleichen Begünstigungen gewährte, wie sie die Prätorianer italischer Herkunft durch Augustus erhalten hatten. Um die praemia militiae der bevorzugten Bürgertruppen bestreiten zu können, hatte Augustus der römischen Bürgerschaft die lästige Erbschaftssteuer aufgezwungen. So war es nur billig, dass Caracalla allen reichsanghörigen Peregrinen das Bürgerrecht verlieh, aber mit diesem Geschenk sie auch der Erbschaftssteuer unterwarf, um seine wahnsinnigen Heeresausgaben bestreiten zu können. Dio 77, 9 *τῶν τε τελῶν τῶν τε ἄλλων ἃ καινὰ προσκατέδειξεν, καὶ τοῦ τῆς δεκάτης ἣν ἀντὶ τῆς εἰκοστῆς ὑπὲρ τῶν ἀπελευθερουμένων καὶ ὑπὲρ τῶν καταλειπομένων τισὶ κλήρων καὶ δωρεᾶς ἐποίησε πάσης. τάς τε διαδοχὰς καὶ τὰς ἀτελείας τὰς ἐπὶ τούτοις τὰς δεδομένας τοῖς πάνυ προσήκουσι τῶν τελευτώντων καταλύσας· οὗ ἕνεκα καὶ Ῥωμαίους πάντας τοὺς ἐν τῇ ἀρχῇ αὐτοῦ, λόγῳ μὲν τιμῶν, ἔργῳ δὲ ὅπως πλείω αὐτῷ καὶ ἐκ τοιούτου προσίῃ, διὰ τὸ τοὺς ξένους τὰ πολλὰ αὐτῶν μὴ συντελεῖν, ἀπέδειξεν.* Mochte ihn auch die ganze römische Welt darum verfluchen, seine Soldaten liebten ihn doch, so pflegte er zu sagen. Wie das Heer sein Andenken hochgehalten, tritt in den Monumenten des Lagerheiligtums zu

---

1) Das ist die Ziffer, welche Dio bereits für die augusteische Zeit angiebt. Vgl. oben S. 228 Anm. 4.

2) Dass diese Truppe ihren Rang unter Septimius behielt, ersieht man aus der Zulassung der Veteranen unter die evocati. Vgl. Jahresb. d. öst. arch. Inst. IV Beibl. p. 7. Auf dem Rangunterschied beruht der Soldunterschied. Vgl. Sueton Aug. 49 oben S. 223.

3) C. I. L. VI 2780. Früher können sie nur unter die statores versetzt werden. Dessau 2160.

Carnuntum merkwürdig hervor. In diesem Heiligtum, das Iulian, der Apostat, neu geordnet [1]), hat sich nur eine Kaiserstatue gefunden und zwar die des Caracalla. Bezeichnender Weise ist sie errichtet von den cornicularii, commentarienses und speculatores, das heisst jenen Principales, die nach der neuen Dienstordnung zum Legionscenturionat gelangen [2]). Das thörichte Gerede der scriptores Historiae Augustae über die Bedeutung des Namens Antoninus spiegelt nur das Andenken wieder, das dieser Träger des Namens noch zwei Jahrhunderte später beim gemeinen Manne besass.

Für die Beurteilung der Solderhöhung der Centurionen besitzen wir nur das Zeugnis einer Inschrift. Sie nennt die Geldgeschenke, welche Caracalla ihnen an Stelle der alten dona militaria verliehen hat.

Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146: Ti Aurelio T. f. Papir. Flavino primipilari et principi ordinis col. Oes(censium) et buleutae civitatiu[m] Tyranorum, Dionysiopol. Marcianopol. Tungrorum et Aquincensium patrono collegi fabr. honorato a divo Magno Antonino Aug. (sestertium) quinquaginta milia n(ummum) et viginti quinque [et] gradum promotionis [ob] alacritatem virtu[tis] adversus hostes Ca[rpos] et res prospere et va[lide] gestas.

Es ist deutlich, dass hier zwei Stufen unterschieden werden, eine von 6250 Denaren und eine höhere von 12 500 Denaren. Da die Soldaten an Stelle der dona einen doppelten Sold erhielten [3]), so sind auch in diesen Sätzen Soldstufen der Centurionen zu erkennen.

Zur Zeit des Polybius erhielten die Centurionen den doppelten Sold der Legionare 6, 39, 12 *τοῖς ταξιάρχοις διπλοῦν*. Demnach 240 Denare. Aber die Bedeutung der Centurionen von langer Dienstzeit war in der Periode der Bürgerkriege eine völlig andere geworden [4]). Ihr Sold muss in einem ganz anderen Verhältnis gewachsen sein, als der der Legionare. Wenn man bedenkt, dass die Severe sich wesentlich auf die milites gestützt haben, so halte ich es für wahrscheinlich, dass weder Severus

1) Religion d. r. H. S. 36 und 82.

2) Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt p. 7.

3) Westd. Korr.-Bl. a. a. O. Bereits Septimius Severus hat die dona militaria an senatorische Offiziere nicht mehr verliehen. Denn die Ehreninschriften seiner grossen Generale schweigen von den dona. Aber den Centuriones und milites wagte er nicht den glänzendsten Teil ihrer Waffenrüstung zu rauben. Vgl. Tacit. hist. 2, 89 ceteri (centuriones) iuxta suam quisque centuriam, armis donisque fulgentes; et militum phalerae torquesque splendebant.

4) Jedermann kennt — um nur eine Stelle zu nennen — Horaz sat 1, 6, 73 sq. magni quo pueri magnis e centurionibus orti. Aber von einem Bettelstolz, wie Kiessling will, ist hier gewiss nicht die Rede. Die Centuriones waren grosse Herren; das zeigen die Inschriften, die sie als duoviri ihrer Städte nennen.

noch Caracalla den Sold der Centurionen erhöhte[1]). Die letzte Soldsteigerung wäre dann in die Zeit des Commodus zu setzen, der den Sold der Legionare um ein fünftes Stipendium erhöhte. Der mindere Satz der Inschriften besteht aus fünf Einheiten von 1250 Denaren. Deshalb glaube ich, dass der Sold der Centurionen schon am Ende der Republik 1250 Denare betrug und dass dieser Satz das Rechnungsstipendium der Kaiserzeit wurde. Entsprechend der Verleihung der späteren Stipendia an die Legionare stieg dann der Centurionensold immer um den Betrag dieses Rechnungsstipendiums. Der doppelte Satz entspricht der Scheidung der Centurionen in primi ordines et centuriones[2]), wobei die primi ordines das sind, was sie heissen, die Centurionen der ersten Cohorte.

Dagegen scheint der Gehalt der militia equestris und der Generale in der ganzen Kaiserzeit niemals gewechselt zu haben[3]). Das Verbrecherische der Solderhöhung für die milites wird dann erst recht klar. Und doch, das immerwährende Steigen der Militärlasten ist die unvermeidliche Folge des augusteischen Militärsystems, das die Bürgerschaft entwaffnete um der Sicherheit des Princeps willen. Dio, der die reifen Früchte dieses Systemes sah, spricht offen aus, was Augustus sich selbst verbarg, wenn er Maecenas sagen lässt 52, 27: *ἄν τε ἐπιτρέψωμεν πᾶσι τοῖς ἐν τῇ ἡλικίᾳ οὖσι καὶ τὰ ὅπλα κεκτῆσθαι καὶ τὰ ἐμπολέμια ἀσκεῖν, στάσεις καὶ πόλεμοι ἀπ' αὐτῶν ἐμφύλιοι ἀεὶ γενήσονται.*

So erwuchs das Heer allmählich zu einem Giftbaum, der das Mark des Staates aussog, und die ganze Regierungskunst des dritten Jahrhunderts gipfelt darin, Geld für die Gier der Söldner zu schaffen[4]).

Die moderne Civilisation hat dem Bürger das Recht und die Ehre, die Waffen zum Schutze des Vaterlandes zu führen, wiedergegeben. Nur das Heer des englischen Weltreiches ruht auf der gleichen, unsittlichen Grundlage wie das römische der Kaiserzeit, um denn auch im Greuel unmenschlicher Kriegführung mit den Söldnern des imperiums zu wetteifern

'solitudinem faciunt, pacem appellant'.

---

1) Severus, der ja nur aus politischen Gründen den Sold erhöhte, hatte keine Veranlassung, da er das römisch-italische Offiziercorps beseitigte und die Principales der Legion zu Centurionen beförderte. Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt S. 7. Caracalla wollte, wie er immer wieder sagte, nichts anderes sein, als ein miles gregarius.

2) Marquardt, St. V. II S. 370. Die Zahl der primi ordines hat Severus erhöht. Unter Marcus sind es 7, C. I. L. Suppl. VIII, 18065, unter Severus 11, Brambach n. 1038. Vgl. Koerber, Cat. des Mainzer Museums n. 25.

3) Es lässt sich dies in diesem Zusammenhange nicht näher begründen.

4) Herodian 6, 1, 8; 6, 4; 8, 8; 9, 4. 7, 3, 3; 8, 8 fg. 8, 7, 7.

Übersicht der Soldsteigerung,

in Denaren.

	Praetoriani	Urbaniciani	Legiones	Auxilia
Republik . . .	125	—	75	—
Cäsar	250	—	150	—
Augustus . . .	500 750	250 375	150 225	— 75
Domitian . . .	1000	500	300	?
Commodus . . .	1250	625	375	?
Severus	1700	850	500	?
Caracalla . . .	2500	1250	750	?

Über den Orosius-Codex F. v. I. Nr. 9 in der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

Von

Albert Bäckström, Oberlehrer in St. Petersburg.

Eine Bitte des Herrn Professor Dr. Karl Zangemeister erfüllend, beabsichtige ich in nachstehendem Artikel auch die deutschen Leser mit einer bisher nicht beschriebenen Handschrift des Paulus Orosius bekannt zu machen. Der Beschreibung und Beurteilung dieser Handschrift habe ich in einer schon im August-November des vorigen Jahres (1900) in dem russischen Journal des Ministeriums der Volksaufklärung gedruckten Schrift „Orosius und seine Petersburger Abschriften" die Seiten 63—100 gewidmet. Die Handschrift hat 161 Blätter grossen Formats, die mit einer karolingischen Minuskelschrift vom VIII., kaum IX. Jahrhundert bedeckt sind, und stammt aus der westfälischen Abtei Corvey, wie nicht nur drei verschiedenhändige Unterschriften, sondern auch einige in dem Codex sich befindende angelsächsische Glossen bezeugen. Die Unterschriften lauten: fol. 1ᵛ S(an)c(t)i petri corbeie qui furatus fuerit anathema [hic?] sit (m. s. XIV); fol. 2ʳ corbeiensis monasterii (m. s. XVI); fol. 162ᵛ (= 163ᵛ) lib(er) s(an)c(t)i pe[tri co]rbeje (m. saec. X?). Die Glossen, welche sich von den in der Sammlung von Steinmeyer und Sievers [1]) stehenden unterscheiden, sind folgende: Ed. mai. p. 10 n. 1 ab oriente *hostan*, welches in der angelsächsischen Mundart gewöhnlich nur in den zusammengesetzten Wörtern Ôst-Gotan, Ôst-sâe (An anglo-saxon Dictionary etc. by T. Northcote Toller, Oxford, P. III, 1887, p. 768) vorkommt und im Ahd. eine Analogie in der Glosse oriens *ostân* (Steinmeyer und Sievers, l. c., Bd. III, 1895, S. 606, 23) findet; n. 2 ab euro *Subtost* (wahrscheinlich 'sûtheást' in einer ursprünglichen Form von 'suthôst'); a meridie *Suth;* ab africo *Suthin uest* (= sûthwest); n. 3 ab occasu *Westhan* (= westan) a circio Nort *uuest* (= northwest); n. 4 a septentrione *Northan;* n. 30 Galliam *ostifranca* (vgl. 'Eást-

1) Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen. Berlin, Bd. II, 1882, S. 356—359 (Nr. 739—742); Bd. IV, S. 340 f.

Francan' bei Northcote Toller P. I, 1882, p. 236, Steinmeyer und Sievers Bd. III S. 206, 50); Alpes cottias *coccias*.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert befand sich die Handschrift in der Pariser Nationalbibliothek, von wo sie während der grossen französischen Revolution von dem damaligen russischen Gesandten in Paris Peter Dubrowskij, dem die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek in St. Petersburg auch viele andere nicht minder wertvolle Handschriften zu verdanken hat, nach Russland gebracht worden ist. Der Text ist von verschiedenen Händen, deren Zahl bis 7 oder 8 hinanreicht, an mehreren Stellen verbessert und enthält am Anfange der einzelnen Bücher, wie es auch in der Donaueschinger, St. Gallener, Berner und vielen späteren Handschriften vorkommt, Recapitulationen, die nur am Anfange des letzten siebenten Buches fehlen. Auf dem Papierblatte A ist die von Gennadius verfasste Biographie des Orosius, sowie eine andere mit Unrecht dem Isidorus Hispal. zugeschriebene [1]) zu lesen. Letztere findet der gelehrte Leser in meiner oben genannten russischen Schrift [2]). Später habe ich diese Biographie auch in einigen anderen Handschriften gefunden [3]).

Wenn wir die Petersburger mit den einzelnen Handschriften der beiden Klassen *L* und *P* vergleichen und von dem Standpunkte der in den beiden Klassen vorkommenden Lakunen über den Wert unserer Handschrift, die ich *П* genannt habe, urteilen, sehen wir, dass *П* nur fünf auch im Codex *L* befindliche Lakunen hat, wobei die Anzahl der Lakunen in *L*, die sozusagen einen individuellen Charakter haben, bis 101 hinreicht. Die Gruppe *DП* lässt sich mit der Anzahl von 18 Lakunen ausdrücken, während *D* allein 314 individueller Lakunen, mehr als irgend eine andere Handschrift, hat. Die vier Lakunen der Art *DL*, die fast überall, nur zwei Fälle ausgenommen, mit *П* übereinstimmen, sind ohne Bedeutung.

Herr Professor Dr. Zangemeister vermutet, dass *D* aus einer und derselben Quelle mit *L* ausfliesse, aber in diesem Falle müssten wir auch zugeben, dass *П* ebenfalls der ersten Klasse der Orosius-Handschriften angehöre. Dieses ist aber keineswegs der Fall, da in Bezug auf die Gruppe *PR* folgendes Schema sich zusammenstellen lässt:

ПPR: 39, 8 in; 48, 9 peccatores — 10 qualiter; 121, 16 et; 184, 1 et; 289, 15 a (auch *L*); 350, 7 idem; 487, 2 et; 516, 11 e.

---

1) Migne, Patrol. lat. t. 81 col. 796.

2) S. 44—46.

3) Z. B. in einer Handschrift der Leipz. Stadtbibliothek Repert. I. fol. Nr. 15 s. XV. chart. foll. 140.

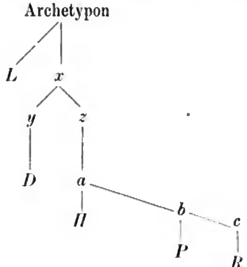
PR: 34, 6 et (*R* spatio relicto); 50, 12 ei; 314, 12 ut; 335, 9 in; 343, 2 ac; 352, 8 ut; 370, 5 ex; 378, 1 ac; 387, 13 Caesar; 387, 16 et; 404, 5 -que; 415, 4 -que; 415, 19 horam; 416, 9 ab; 417, 18 non; 432, 5 potens; 436, 20 nunc; 437, 15 et; 456, 18 et; 417, 11 apertissime; 482, 7 est; 492, 12 Galerio — cessit; 495, 12 et; 495, 17 suis; 499, 11 postea; 517, 13 et; 529, 12 mente; 533, 2 in; 535, 17 ac; 541, 10 pugna; 545, 1 prius; 545, 1 in; 547, 1 o sacra — 2 discretio; 556, 4 est.

R: 51, 4 supplenda — 5 malitia; 64, 16 se; 90, 9 uita; 95, 12 nunc; 100, 3 qui; 107, 12 primum; 123, 7 civitatem; 151, 11 est; 151, 15 in; 173, 12 non; 187, 15 caesa; 194, 13 amissis copiis; 208, 3 peditum; 227, 18 a; 229, 16 in (iniqualibet *Π*); 244, 1 bello; 244, 11 ab ascensu; 255, 9 ab; 257, 10 ad (cf. *Π* in); 266, 6 ad; 268, 16 erit; 274, 17 ex; 281, 22 -que; 288, 23 cum; 293, 4 ut; 307, 15 in; 309, 15 C.; 309, 18 tunc; 336, 14 circa; 339, 4 uictos; 342, 13 ad; 357, 1 post; 361, 12 poenas; 379, 9 consilio; 393, 15 ad extremos; 405, 20 uindicavit; 441, 11 de; 445, 1 est; 448, 11 in; 456, 6 sui; 473, 11 cunctis; 487, 7 quo; 511, 5 cum; 544, 1 et; 558, 8 et; 555, 14 ut; 560, 4 ille.

Von dem Standpunkte dieses Schema's aus ist die Sache ganz deutlich: *Π* ist das Original für *P*, wie auch *P* das Original für *R* war; aber dieses Ergebnis wird etwas vorzeitig sein, da auch *Π* und *P* eine gewisse Individualität besitzen. Die in *P* vorkommenden Lakunen sind: 2, 7 tantum; 28, 1 a meridie; 29, 7 ab — occurrentem; 47, 10 non; 59, 6 non (cf. *Π* nun); 61, 1 enim; 62, 5 de; 82, 6 mundi cardines quatuor; 86, 5 suo; 106, 9 se — traderentur; 109, 3 Leonida — Lacedaemoniorum; 127, 15 apparatibus magnis; 132, 2 en (cf. *Π* et corr. m[1], n über e); 140, 8 sui; 141, 17 quidem; 153, 6 si; 153, 9 arma; 153, 10 suis; 153, 12 autem; 155, 15 rex; 162, 10 soli; (cf. *Π* oli); 167, 10 quis — esset; 172, 12 Alexandri; 183, 10 meas; 184, 8 pacem; 187, 8 Samnites; 189, 17 -norum — sunt (*P*[1] spatio relicto); 193, 6 cum; 197, 3 et; 198, 11 alterius — decipi se; 202, 6 tanta; 205, 9 gelu; 295, 18 cum; 297, 17 a quo istae; 315, 9 praedae — nihil; 372, 8 Menapi — X milia; 418, 9 penes; 428, 12 idem; 439, 16 sub; 440, 13 bella; 445, 7 cum; 454, 15 impietatis; 492, 8 Galerius et — 9 partes diuiserunt.

Dabei muss ich aber bemerken, dass diese Lakunen zum Teil von m[2], zum Teil auch schon von m[1] (= m[b]) verbessert sind. Die Gruppe *ΠR* ist nur in vier Fällen zu finden. Danach lässt sich vermuten, dass

von einem Codex x zwei Klassen der Handschriften, y und z, entstanden sind, von denen y dem Codex L sich annähert, von wo auch die Ähnlichkeit von D mit L zu erklären ist; von z stammen die Handschriften der zweiten Klasse a ab. Von der Handschrift a, die auch als Original für eine vermutliche Abschrift b diente, ist H abgeschrieben, gleichwie von b und c die Handschriften P und R abstammen. Durch diese Vermutung lässt sich erklären einerseits die Verwandtschaft der Handschriften HPR, andererseits auch ihre individuellen Lakunen. Daraus können wir schliessen, dass c derselbe Codex Theodgrim's ist, der in dem Zwischenraume von den Jahren 827—840 geschrieben und später verloren gegangen ist. Graphisch wird dieses Schema folgendermassen dargestellt:



Meine Meinung über den Ursprung der Handschrift P, dass sie nämlich nicht unmittelbar von der Handschrift H, sondern durch die verbindenden Mittelglieder a und b abstamme, wird auch dadurch bestärkt, dass wir keine Lakunen von der Art DP vorfinden. Theodgrim's Codex c, welcher später als P von b abgeschrieben worden, folgte den Lesarten der Hand b^2, wodurch die Verwandtschaft $P^1 R^2$ und $P^2 R^1$ sich erklären lässt. Durch diese Vermutung über die Abstammung der Hss. P und R von dem Originale der Handschrift H können wir auch erklären, dass hinter dem Texte des Orosius ein Brief von Severus an den Bischof Paulinus in P und R steht, während H diesen Brief nicht enthält. Augenscheinlich ist dieser Brief in den Codex b aus einer anderen Handschrift als a eingetragen und zwar nachdem b^1 mit einer Handschrift β $(= b^2)$ verglichen worden. Aus diesem b^2 ist der Brief des Severus in die Handschriften c, P und R der Reihe nach übergegangen.

Herr Professor Dr. J. A. Fridericia in Kopenhagen teilte mir mit, dass sich auf dem dortigen Reichsarchiv Abschrift eines Briefes von Gabriel zur Nedden, der nicht Augenzeuge war, aber in Wolfenbüttel von den Entkommenen Nachricht erhalten hat, an Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg findet, datiert Wolfenbüttel am 18. August 1626, also Tags nach der Schlacht. Das Original ist im Grossherzoglichen Archive zu Schwerin nicht mehr. Der Brief berichtet kurz und nicht immer richtig über die Hergänge, die zur Schlacht führten, und bemerkt über diese nichts Neues, als dass im Beginn widersprechende Befehle gegeben worden seien und dass der Wind den Königlichen den Rauch der Geschütze Tillys entgegengetrieben habe.

18. Nov. 1900.

D. Schäfer.

Universitäts-Buchdruckerei J. Hörning, Heidelberg.

VIII.

IX.

X.

Briefe und Manuskriptsendungen sind an Professor Dr. Wille in Heidelberg (Bunsenstrasse 9), dagegen alle Sendungen den Tauschverkehr betreffend an die Universitäts-Bibliothek in Heidelberg zu richten.

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning in Heidelberg.